Annalen
der
Universität zu Schilda
oder
Bocksstreiche und Harlekinaden
der
gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland.

Zur Auflösung der Frage:

Woher das viele Elend durch so manche Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Kameralisten und Minister?

von

Friederich Christian Laukhard.

Dritter und lezter Theil.

1799.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Meusels Verdienst um Schilda. Seite 3
Zweytes Kapitel. Herr Lipps und der Prinz Moritz. = = = 10
Drittes Kapitel. Verschoben ist nicht aufgehoben. = = = = 19
Viertes Kapitel. Freude vollauf! = 28
Fünftes Kapitel. Minchens Geschichte. = 35
Sechstes Kapitel. Minchen erzählt weiter. 43
Siebentes Kapitel. Beschluß von Minchens Geschichte. = = = 53
Achtes Kapitel. Wieder von Schilda! Schöne Raritäten in den Bordellen. = 61
Neuntes Kapitel. Schilderung der Polizey zu Schilda. = = = 75
Zehntes Kapitel. Sekretär Schneller wird Kanzler. = = = 88
Eilftes Kapitel. a) Worin etwas Juristisches vorkommt. = = = 96
Eilftes Kapitel. b) Fortsetzung. = 106
Zwölftes Kapitel. Kindereyen der Universitäter zu Schilda. = = 114

Dreyzehntes Kapitel. Die Stützen des Staats. = = = = 123

Vierzehntes Kapitel. Lezte Thaten des Fürsten Friedrich Carls. = = 142

Funfzehntes Kapitel. Fortsetzung. = 150

Sechszehntes Kapitel. Gegenkabalen. 157

Siebzehntes Kapitel. Tod des Fürsten zu Colchis. = = = = 167

Achtzehntes Kapitel. Regierung des Fürsten Moriz. = = = 175

Neunzehntes Kapitel. Reform der Universität zu Schilda. = = = 207

Zwanzigstes Kapitel. - - - Immedicabile vulnus ense recidendum est. - - - 223

Ein und zwanzigstes Kap. Fortsetzung. 233

Zwey und zwanzigstes Kap. Neue Einrichtung der Universität zu Schilda. 248

Drey und zwanzigstes Kap. Fortsetzung. 263

Vier und zwanzigstes Kap. Einrichtung der Brodstudien. = = = 281

Fünf und zwanzigstes Kap. Welches das lezte ist. = = = = 295

Nachschrift. = = = = 325

Annalen
der
Universität zu Schilda.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Meusels Verdienst um Schilda.

Als dieses so vorging, war Herr Professor Vorhornius, der Vorsteher der gelehrten Gesellschaft zu Schilda, dessen allmächtige Gelehrsamkeit im ersten Theil dieser Annalen beschrieben steht, mit einem Grafen auf dessen Güter abgegangen, um da Oberaufseher über die Stutereyen zu werden, und zwar unter sehr annehmlichen Bedingungen. Herr Vorhornius war kurz zuvor ordentlicher Professor der Beredsamkeit geworden — wenn er gleich einer von denen war, über die Quintilian ausruft: O miseram eloquentiam, quam hi lacerant! — und nun mußte doch die erledigte Stelle wieder besezt werden.

Köhler wäre der Mann gewesen, der mit Würde und Nutzen dieser Stelle hätte vorstehen können. Er meldete sich wirklich dazu, und zwar unmittelbar an den Fürsten zu Colchis. Die Herren hatten zwar dafür gesorgt, daß weder Bittschrift, noch Brief an den Fürsten kommen konnte, die sie nicht vorher hatten die Censur passiren lassen; und so würde der Brief von Köhler, den sie ohnehin haßten, eben so, wie viele tausend andere haben ins Feuer wandern müssen, wenn ihn Köhler nicht durch einen Expressen fortgeschickt hätte. Ein Bedienter nahm ihn gegen ein Geschenk an, und legte ihn zum Unglück auf einen Stoß Akten, die der Präsident gebracht hatte, um dem Fürsten zur Unterschrift übergeben zu werden; und auf diese Art kam Köhlers Brief in des Fürsten Hände.

Der Fürst las ihn durch, fand Gefallen an dem kurzen und geraden Verfasser, und beschloß, ihm zu willfahren, jedoch erst nach eingeholtem Gutachten seiner Räthe.

Als folglich der Präsident und Fläz zu dem Fürsten kamen, zeigte er die Bittschrift vor, mit dem Bedeuten, daß er die Bitte gern erhören mögte. Beyde Herren wurden, ohne daß

es der Fürst bemerkte, blaß wie ein ausgemärzelter Renommist, der die scabies æsthetica gehabt hat. Endlich fand Fläz die Sprache.

Ew. Durchlaucht, sagte er, halten es zur höchsten Gnade! Diese wichtige Stelle muß doch wohl mit einem gelehrten Mann besezt werden?

Fürst: Allerdings! Aber ist denn Köhler das nicht?

Fläz: Köhler, Ew. Durchlaucht, ist mein Freund: aber das öffentliche Wohl muß man in solchen Fällen der Freundschaft vorziehen. Köhler ist diesem Posten nicht recht gewachsen.

Fürst: Nicht?

Fläz: Ein Gelehrter hat ja nur gerade so viel Verdienst, als er Bücher gemacht hat. Das ist, wie Ew. Durchlaucht sich erinnern werden, die einzige richtige Regel, die zur Beurtheilung der Gelehrsamkeit eines Jeden schon neulich bey uns angenommen ist.

Fürst: Das ist auch wahr! Aber hat denn Köhler gar nichts geschrieben?

Fläz: Er hat zwar etwas geschrieben, aber das ist viel zu wenig, als daß man ihn deswe-

wegen für einen gelehrten Mann halten könnte. Ich werde dieses Ew. Durchlaucht gleich zeigen.

Fläz ließ das gelehrte Deutschland fluchs herbeyholen, und siehe da, Köhlers ganzer Artikel hatte nur fünf Zeilen.

„Sehn Ew. Durchlaucht, fuhr er fort, wie wenig der Mann in der gelehrten Welt prästirt hat! Fünf Zeilen sein ganzer Artikel! Aber hier, gnädigster Herr, hier steht ein Mann, der hat einen Artikel von acht Seiten: das ist ein Matador ohne Gleichen!“

Der große Matador, den Fläz meynte, war Meister Sammelsurius, ein Universalgenie, der, wie Boxhornius, alles verstand, aber nirgends etwas rechtes: ein Menschenkind, welches in alle menschliche Wissenschaften hineinsudelte: historische, politische, statistische, pädagogische, antiquarische, geographische und theologische Kompilationen machte; aus allen Sprachen übersezte, ohne irgend eine, nicht einmal seine eigne, recht zu verstehen; Romane schrieb, Gedichte stümperte, und Messe für Messe mit einer neuen Grammatik angestiegen kam. Der Ehrenmann war nichts weniger als gelehrt, aber er hatte viel geschmiert;

und da der Fürst von Colchis, — wie man ihm dieß pfiffig eingeflüstert hatte — einen Polygraphen für einen grundgelehrten Mann ansah: so erhielt auch Hr. Sammelsurius, auf Fläzens Empfehlung, die Vokation als Professor der Beredsamkeit zu Schilda. *)

Die Herren zu Colchis verleiteten ihren Fürsten noch weiter, und nicht lange, so erschien folgender Befehl förmlich zu Schilda:

Wir von Gottes Gnaden Friedrich Carl, Fürst zu Colchis rc. rc. rc.

Da wir aus landesväterlicher Huld und Gnade zur Beförderung der wahren Gelehrsamkeit ent=

*) Wenn Vielschreiberey, auch außer Schilda, der Maßstab der wahren Erudition wäre: so müßte ein Rössel sogar einem D. Seiler oder einem Brumberg nachstehen. Wer aber weiß, wie, und warum die meisten Bücher gewöhnlich gemacht werden, der urtheilt ganz anders. Er ist überzeugt, daß jene Zeit, welche der Schreiber aufs Komponiren seiner Siebensachen anwendet, weit nützlicher aufs Lesen und Studieren angewendet werden könnte. Eben so irrig und höchst nachtheilig ist es, wenn Curatoren der Universitäten die erledigten Lehrstellen auf denselben mit Männern besetzen, die zwar durch Schriften gezeigt haben, daß sie geschickt genug sind, schriftlich zu unterrichten; von denen aber nachher der Erfolg lehret, daß sie zum mündlichen Unterrichte ganz und gar nicht taugen, und die dann der Universität und dem Lande wenig oder nichts nützen. —

schlossen sind, künftighin nur große Gelehrte, und keine Esel, wie bisher oftmals geschehen ist, zu den Professorstellen in Schilda zu befördern: so soll künftighin weder das Curatorium, noch der Senat gedachter Universität irgend ein Subject weiter in Vorschlag bringen, als ein solches, dessen Artikel wenigstens vier Seiten im gelehrten Deutschland ausfüllt. Alle andere, deren Artikel kleiner sind, sollen mir nichts dir nichts abgewiesen werden: denn, wie gesagt, wir wollen künftighin keine Esel mehr befördert wissen. Wonach sich zu achten.

Friedrich Carl mpria
ut. von Krazfus.

Selbst zu Schilda machte dieser förmliche Befehl artige Sensationen. Jene Professoren, welche viel zusammengesudelt hatten, wurden übertrieben stolz, vorzüglich Herr Fünfkäs, dessen Artikel im gelehrten Deutschland ganz groß hervorstach. Andere, deren Erwähnung kaum einige Zeilen ausmachte, schlichen demüthig einher, verlohren aber den Muth nicht und beschlossen, Tag und Nacht zu schmieren, um nur ihren Artikel von Messe zu Messe ansehnlich größ-

ser zu machen. Einige wenige, wahrhaft gelehrte Männer lachten über die Possen, und nahmen sich vor, entweder gar nichts oder nur anonymisch zu schreiben, um sich den Verdacht nicht zuzuziehen, als hielten sie Bücherfabriciren und Vielschreiben für sichere Kennzeichen der Gelehrsamkeit.

Köhler lachte zwar auch; doch um sich an den Colchianern zu reiben, ließ er einen Commentar drucken über jene Verse des Persius:

Quis expedivit psittaco suum χαιρε?
Picasque docuit verba nostra conari?
Magister artis, ingeniique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces —

und bewies darin durch tausend Beyspiele aus der alten und neuen Zeit, daß der Grund von der Entstehung der meisten Bücher — das gelehrte Deutschland nicht einmal ausgenommen — nicht im Kopf zu suchen sey, sondern im Magen ihrer Fabrikanten.

Zweytes Kapitel.

Herr Lipps und der Prinz Moritz.

Die Köhlerische Schrift ärgerte die Herren von der Schildaer Universität gar mächtig. Sie glaubten, er habe sie gemeynt, und hatten darin auch nicht Unrecht. Aber sie waren klug genug, den Verfasser nicht Injuriarum zu belangen, indem sie einsahen, daß sie auf diesem Wege wenig gegen ihn ausrichten würden.

Ueberhaupt hat sich der Verfasser belehren lassen, daß die Herren auf den Universitäten, wenn man ihnen ihre Blöße und Bocksprünge vor Augen stellt, und sie deswegen öffentlich koramirt, sich sehr selten auf Injurienprocesse einlassen, sondern vielmehr auf eine andere Art sich zu revanschiren suchen: welches ihnen denn auch selten fehlschlägt, weil sie in der Kabalistik sehr erfahren seyn sollen.

So machten's auch die Herren Meister zu Schilda. Sie hatten långst ausgewittert, daß Schwarz, Köhler und Rothe den Amicisten Privatunterricht ertheilten. Das war ihnen schon nicht ganz recht, aber sie hatten sich vorgenommen, es so lange zu ignoriren, bis sie es hindern oder verbiethen könnten, ohne sich selbst noch mehr zu schaden. An einer baldigen Gelegenheit dazu, und sollte sie nur so nach akademischer Sitte seyn, zweifelte keiner.

Man wußte, daß Magister Schwarz ein Feind der Pfafferey war, und daß man daher leicht Ketzerey bey ihm finden würde. Fand man diese, so hatte man einen honnetten Vorwand, die Privatstunden des Hn. Köhlers von Senats wegen zu untersagen, und ex analogia auch die des Herrn Rothe, und so — deren Ehre zugleich zu brandmarken, und sie um ihr liebes bischen Brod zu bringen. Hierauf sollen die Universitätsherren größtentheils ausgehen, so bitter auch manche von ihnen es ehedem selbst erfahren haben, wie wehe es thut, — zu hungern.

Den beyden Professoren, Silander und Lipps, welche damals schon Doktoren der

Theologie geworden waren, wurde also aufgetragen, zu dem erwähnten Behufe eine Glaubens-Inquisition anzustellen, in der festen Erwartung, daß der unbefangene und gerade Herr Magister Schwarz dreist herausſprechen und dann eine Blöße geben würde.

Meine Leser kennen den Herrn Lipps schon als einen Mann, der nur so pro forma Theologe war, und der den ganzen alten und neuen Brast im Herzen verwarf und verlachte. Außerdem war er ein Pfiffikus, der schon zu der Zeit voraus sah, daß das damalige elende Land- und Schulwesen einmal ein schreckliches Ende nehmen würde. Also entschloß er sich, bey dem erhaltenen Auftrage bedächtlich sich zu nehmen, um doch einmal, wenns schief gehen sollte, nicht ganz durchzufallen, und die Zahl der Kläger gegen sich nicht zu vermehren.

Er ließ also den Magister Schwarz zu sich bitten, und erklärte ihm den Auftrag des Senats. Schwarz stuzte, versezte aber auf der Stelle, daß er sich in Absicht seines Glaubens keiner Inquisition unterwerfen würde; lieber wollte er gleich abziehen.

„Verstehn Sie mich nur recht, lieber Herr Magister, fiel Doktor Lipps ein: mir und meinem Collegen dem Doktor Silander liegt, bey meiner armen Seele, wenig daran, was sie glauben, oder nicht glauben. Ich selbst glaube auch keine Sylbe von alle dem, was in der formula concordiae steht. Vor einer solchen Thorheit soll mich mein Gott bewahren! Aber ich mögte doch nicht, daß Sie und die beyden andern braven Männer, Herr Rothe und Herr Köhler um ihr Brod kommen sollten. Sie sehen, ich handele offen, und halte Sie für einen vernünftigen, braven Mann. Also finden Sie Sich diesen Nachmittag nur punkt zwey Uhr bey mir ein: Doktor Silander wird auch kommen. Aber verstehen Sie mich recht, Herr Magister: statt Inquisition anzustellen, wollen wir eine Pfeife Tabak rauchen, und ein Glas Wein trinken. Morgen berichte ich dann an den Senat, und alles ist in Ordnung.“

Magister Schwarz hatte viel Mühe, sich zu diesem Spiegelgefecht zu verstehen, und nur der Gedanke, daß seine beyden Freunde durch seine Weigerung unglücklich werden würden, und daß der Nutzen, den sie Drey der Universität lei-

steten, aufhören müßte, wenn er seinem Kopf folgen wollte, machte endlich, daß er that, was Doktor Lipps verlangt hatte.

Nachmittags kamen also die drey Herren zusammen, Silander, Lipps und Schwarz. Man sprach anfangs von gleichgültigen Sachen, nachdem aber der Wein den beyden theologischen Doktoren zu Haupte gestiegen war, und sie beschenieret hatte, sprachen sie so untheologisch, daß Schwarz vor Aerger und Schaam hätte vergehen mögen. Die Leute rissen Zoten, wie die Botsknechte, und erzählten sich die ärgerlichsten Streiche aus ihrem akademischen Leben. Endlich mußte auch die Religion herhalten, nicht die Pfaffenreligion — denn die verdient alle nur mögliche Durchhechlung — sondern es wurden die heiligsten Lehren zur Veredlung und Beruhigung der Menschen auf eine recht grobe ärgerliche Art durchgezogen, und als die ärgsten Fabeln und Fratzen gebrandmarkt. Schwarz wollte einigemal die Ehre seines Vernunft-Glaubens retten: aber wer kann gegen zwey besoffene Theologen etwas behaupten? Eher würde man mit dem Teufel disputiren können! Schwarz

ging also bald nach Hause, und war herzlich froh, daß das Schattenspiel ein Ende hatte.

Den folgenden Morgen legte Herr Lipps und Silander folgende Schrift in die Cistel und ließen sie circuliren.

„Nachdem wir Endes- unterschriebene auf Befehl und Auftrag eines hochlöblichen Senatus Academici, Gestern Nachmittag um zwey Uhr, in der Furcht des Herrn vereiniget, den Herrn Schwarz, Philosophiae Magistrum, vorgeladen, um ihn als der Ketzerey verdächtig zu befragen: so antwortete wohlgedachter Herr M. Schwarz, daß er niemals anders gedacht, geglaubt und gelehrt habe, als wie es die Vorschrift unsrer heiligen Symbolischen Bücher mit sich bringt. Wir haben ihm nachher viele, heut zu Tage bestrittene, Quästionen vorgelegt, z. B. von den beyden Naturen in Christo, von dessen wirklicher Gegenwart im Abendmal, von dem Antichrist und dergleichen; und er gab jedesmal so bestimmte, und so orthodoxe Antworten, daß wir nicht umhin können, ihn, den Herrn Magister, für ein orthodoxes Mitglied unsrer heiligen Kirche zu erklären, und dieses auch gegen

einen hochlöblichen Senatum academicum heilig und ehrerbietig zu bezeugen."

Silander D. Lipps D.
SS. Th. P. P. O. SS. Th. P. P. O.

Dieses Zeugniß gefiel den meisten Herren freilich gar nicht; aber was wollten sie weiter machen? Ihren Collegen mußten sie wohl glauben; und da sonst die guten Männer, Schwarz und seine Mitarbeiter, nicht selbst laut wurden und im Stillen Gutes zu wirken fortfuhren: so wurde weiter nichts gegen sie vorgenommen, und alles blieb ruhig.

Der Prinz Moritz war aber den Sommer in einem Bade gewesen, und kam auf seiner Rückreise durch Schilda, um da über Nacht zu bleiben. Niemand erkannte den Prinzen, indem er sich für einen Baron ausgab; und so wurde niemand auf ihn aufmerksam. Um aber doch etwas Neues zu erfahren, speisete er an einer Wirthstafel, wo gewöhnlich allerhand erbauliche Anekdötchen von der Universität erzählt wurden — zur Verdauung der Speisenden. Die saubersten Stückchen betrafen beynahe immer die Professoren, die meist alle derb mitgenommen wurden.

„Ja, fing endlich einer an, das muß wahr seyn, daß auf der ganzen Universität auch fast nicht einer ist, der brauchbar wäre, von allen Professoren. Die meisten sind Eselsköpfe, oder niedrig-gewinnsüchtige Gelehrsamkeitskrämer; und die noch etwas thun könnten, schwimmen mit dem Strom, und lassen es gehen, wie es geht! Da sind aber drey junge Männer, Schwarz, Rothe und Köhler: das sind Leute, die Professoren seyn sollten! Aber da sitzen sie und nagen am Hungertuch: Pfui, es ist eine Schande."

Der Prinz, durch diese Rede aufmerksam gemacht, erkundigte sich näher nach den drey jungen Leuten, und erfuhr so viel Gutes, daß er sich gedrungen fühlte, sie persönlich kennen zu lernen. Er blieb also noch den folgenden Tag zu Schilda, und ließ sie zu sich zum Essen bitten. Er wurde von ihnen ganz eingenommen, theils wegen der Einsichten, die sie verriethen, theils wegen der Bescheidenheit, womit sie sich ausdrückten. Erst als sie fort wollten, erfuhren sie, mit wem sie gesprochen hatten. Sie stutzten, und wollten ihre Reden aus einem andern Ton anstimmen. Aber, „Lassen Sie uns

Freunde bleiben, sagte der Prinz. Ich habe Sie nur wollen kennen lernen, und bedaure, daß es nicht in meinen Kräften steht, Sie jezt schon nach Verdienst zu belohnen. Damit aber häusliche Umstände Sie nicht hindern, sich den Wissenschaften ungestört zu widmen, so bitte ich Sie, eine jährliche Pension von 200 Thalern jeder einstweilen von mir anzunehmen. Ehe ich von hier reise, lasse ich Ihnen diese Pension auf ein halbes Jahr vorauszahlen. Dadurch wird sich Ihre Lage vielleicht in etwas verbessern. Verlassen Sie indeß sich auf mich! Die Sache im Ganzen wird sich ändern, und dann soll für Sie gesorgt werden, wie ich es wünsche. Ich werde mich dereinst, oder, wenn ich nicht mehr seyn sollte, so wird sich mein Sohn Ihres Rathes und Ihres Beystandes bey der Verbesserung des akademischen Unwesens bedienen. Darauf rechnen Sie, und ermüden Sie ja nicht, weiterhin in Schilda Gutes zu wirken, auch so lange es noch das abgeschmackte, närrische Schilda seyn wird."

Die Herren empfingen ihre Pension, dankten dem edelmüthigen Moritz, und der Prinz entließ sie, und war hoch erfreut, auch noch

Leute, die dereinst brauchbar werden könnten, in dem Lande gefunden zu haben, welches er bald regieren sollte.

Drittes Kapitel.

Verschoben ist nicht aufgehoben.

Wenn diese Annalen ein Roman wären, so könnte man es dem Verfasser verargen, daß er die Geschichte des guten Minchens nicht eher als jezt fortsezt. Aber Minchens Begebenheiten gehören nicht wesentlich in diese Annalen, welche eigentlich bestimmt sind, die Bocksstreiche und die Harlekinaden der Schildaer Universität und derjenigen noch dazu, die jener mehr oder weniger ähneln, zur allgemeinen Erbauung, exemplarisch darzustellen. Also konnte er Minchens Geschichte da weiter erzählen, wo es ohne Eintrag der Hauptabsicht dieser Blätter füglich gehen wollte: und dieß, meynt er, sey

jezt der Fall; und darum mag denn das arme verlaßne Minchen im dritten Kapitel des lezten Bandes wieder anfangen aufzutreten. Also —

Der Doktor Stein und der Graf waren beyde ausgezogen, Minchen aufzusuchen, wie im ersten Theil gemeldet ist. Beyde hatten ganz verschiedene Absichten. Ersterer wollte seine Braut retten, um sich mit ihr zu verbinden, und lezterer strebte ihr nach, um sein Unrecht wieder gut zu machen, und sie ihrem Geliebten wieder zuzustellen. Beyde nahmen, weil sie nichts von einander wußten, ganz verschiedene Wege: der Graf zog gen Norden, und der Doktor nach Süden. Ich würde etwas sehr Ueberflüßiges thun, wenn ich die verschiednen Ebentheuer beschreiben wollte, die beyde bestehen mußten: sie waren, wie sich vermuthen läßt, sehr mannigfach, und man kann sie ohne Schwierigkeit sich denken.

Stein kam auf seiner Fahrt bis nach Rottweil in Schwaben: Er irrte ja ohne bestimmte Richtung herum, und wenn er nun hier und da hörte, da oder dort wären fremde Kutschen mit jungem Frauenzimmer gesehen worden:

so glaubte er, in jeder Kutsche sey sein Minchen, und flog also einer jeden nach, und fand sich jedesmal betrogen. Dadurch kam er bald hiehin, bald dahin, aber, wie sich denken läßt, auf Kosten seiner Gesundheit und Ruhe. Da er obendrein seine Streiferey mit Extrapost verrichtete, und noch dazu — nach Art der Verliebten — Tag und Nacht nicht ruhte: so konnte es nicht fehlen, daß er am Ende seine Kräfte völlig erschöpfte. In diesem Zustande kam er nach Rottweil, ohnweit dem Schwarzwald, und mußte vor Entkräftung sich bald hinlegen.

Früh konnte er nicht aus dem Bette, und der Arzt mußte geholt werden. Dieser versicherte, daß ein hitziges Fieber im Anmarsch sey, welches so bald nicht mögte kurirt werden. Dieß war ein Donnerschlag für den bekümmert-suchenden Liebhaber: er glaubte alle seine Hoffnungen schon vereitelt zu sehen, und wünschte, im hohen Schmerz, daß diese Krankheit ihm den Tod bringen mögte. Aber, wie Seneka sagt, eitel ist der Wunsch des Todes, wie das Verlangen nach einem langen Leben: Stein starb nicht; aber das Fieber trat ein und er blieb lange gefährlich krank.

Sein Wirth war ein sehr strenger Katholik. Als dieser nun erfuhr, daß Doktor Stein lutherisch war, so ward er besorgt um dessen Seelenheil, und beschloß, ihn aus den Klauen des Satans zu retten, in welche er nach der krassen katholischen Pfaffen-Theologie nothwendig als Ketzer fallen mußte. Er wendete sich daher an den Pater Beichtvater der heiligen Nonnen zu Rottenmünster, nahe bey Rottweil, einen steifen dicken Bernhardinermönch von Salmansweiler.

Dieser Mönch, eifrig auf seinen Glauben, rennte zu dem todtkranken Stein, und predigte ihm so viel von der Hölle und den Qualen, welche daselbst auf die gottlosen Ketzer warten sollten, daß diesem angst und bange ward, und die Krankheit sich merklich verschlimmerte. Stein erklärte zwar, daß er niemals, und besonders unter seinen damaligen Umständen durchaus nicht, seine Religion ändern würde. Der Arzt, ein gescheider Mann, bath auch, des Kranken zu schonen; aber alles das half bey dem fanatisch-rasenden Mönch nichts. Er sezte seine Besuche aufs eifrigste fort, kauzte jedesmal stundenlang am Bette des Kranken, und drohte ihm immer

zudringlicher mit der Hölle auf der einen Seite, auf der andern aber versprach er ihm die ewige Seligkeit, sobald er sich bekehren und in den Schooß der heiligen katholischen Kirche treten würde. Stein bath endlich den Wirth, den Pfaffen nicht mehr zu ihm zu lassen; aber auch der achtete der Bitte noch weniger. Der gute Patient mußte also ohne Unterlaß doppelt weiter leiden: denn einmal hatte er das Fieber; und dann ist wohl in der Welt nichts fataler, als wenn man bekehrt werden soll, ohne daß man es will.

Indessen ärgerte sich der Arzt über die Intoleranz des Wirths und des Pfaffen, und reichte, als er Bitten und Drohen vergeblich fand, eine Vorstellung dagegen bey dem Magistrat ein, welcher auch sofort dem Pfaffen die fernern Besuche untersagen ließ. Aber dieser erhizte Dummkopf, unterstüzt durch den Wirth, gehorchte noch immer nicht eher, bis endlich ein Häscher auf des Wirths Unkosten in dessen Hause wachen, und diesen wie jenen mit ihrer Bekehrungswuth abhalten mußte. So hatte doch Stein endlich vor dem bekehrungssüchtigen Kirchen-Büt-

tel Ruhe, und genaß nach und nach vom Fieber. *)

Das erste, was er vornahm, war, das Aufsuchen seiner Braut zu erneuern: aber auch dieses war abermals ganz vergeblich. Er durchstreifte den Schwarzwald, die Schweiz, einen Theil von Frankreich und die Rheingegenden: jedoch alles umsonst! Aller Orten, wohin er kam, erregte er Aufsehen. Vorzüglich konnte das Frauenzimmer in der Pfalz nicht begreifen, wie man wegen eines entkommenen Frauenzimmers so viel Aufhebens machen könnte. Es gäbe ja, meynten sie, ohnehin noch Mädchen genug; und ein junger hübscher Mann, wie Herr Doktor Stein das wäre, könnte ja immer was anders, auch wohl, wenn er eine Pfälzer Mamsell haben wollte, etwas Besseres finden u. s. w. Einige glaubten gar, er sey verrückt, und hatten Mitleid mit ihm.

*) Die Geschichte mit dem Bernhardiner zu Rottweil ist wörtlich wahr, bis auf die Person des Kranken, der nicht von Moritzens Angehörigen, sondern aus der Schweiz war. Der Verfasser hat sie in Rottweil selbst gehört, und hätte sie schon in seiner Biographie angebracht, wenn er sich gerade darauf besonnen hätte. Sie macht übrigens dem Magistrat zu Rottweil Ehre, und beweiset, daß die, welche Rottweil das schwäbische Abdera heißen, nicht völlig Recht haben mögen.

Endlich kam Stein nach Wisbaden, wo gerade Kurzeit war, und wo sich daher viele Badegäste vorfanden. Voll Unmuth, des Suchens müde, und schon ohne Hoffnung, sein Mädchen jemals wieder zu finden, verschloß er sich in ein Zimmer in einem vornehmen Gasthofe, und dachte über sein Unglück nach. Wie er nun da sizt und hin und her grübelt, pochte es an der Thüre. Stein machte auf, und ein Mann trat unter hundert Bücklingen ihm näher. Es war Herr Krazbuckel, Bade-Listenträger zu Wisbaden, welcher seine Aufwartung machen wollte.

„Ihro Excellenz verzeihen gnädigst, sprach Herr Krazbuckel, daß ich mir die unterthänige Freyheit nehme, Denenselben zu präsentiren die Liste unserer hochansehnlichen Badegesellschaft für diesen Sommer!"

Stein: Kümmere mich nicht darum! —

Krazbuckel: Es ist aber einmal so gewöhnlich, daß man den ankommenden hohen Badegästen eine solche Liste präsentirt, und ich habe die Ehre, dieß jezt zu thun.

Stein: (unwillig) Nun, legen Sie nur hin!

Krazbuckel: Sehr wohl! (Legt die Liste auf den Tisch) Aber Ihro Excellenz —

Stein: Nun?

Krazbuckel: Morgen hole ich diese Liste wieder, und bringe eine neue, vermehrte, wenn neue hohe Gäste hinzukommen.

Stein: Morgen bin ich nicht mehr hier.

Krazbuckel: In diesem Fall muß ich dann gleich so frey seyn, Ew. Excellenz zu bitten, die Gnade zu haben —

Stein: Nun, zum Guckkuch, was wollen Sie denn jezt wieder?

Krazbuckel: Verzeihen Ihro Excellenz: ich bekomme von jedem der hohen Badegäste, welchen ich Listen zu bringen, die Ehre habe, einen Gulden.

Stein; So?

Stein griff in seine Tasche, gab dem Zudringlichen seinen Gulden, und dieser rückte unter hundert krummen Lorenzen — so nennt man zu Wisbaden die Bücklinge — zur Thür hinaus.

Stein ärgerte sich über die Impertinenz des Listenträgers, weil er nicht neugierig genug war, die fremden Namen kennen zu lernen.

Die Liste blieb lange unangetastet liegen; Stein ging umher, die Hände auf dem Rücken, und warf sich endlich müde und matt auf das Kanapee. Jezt erst nahm er, gleichsam mechanisch, die Liste, und las. Da standen Grafen, Edelleute, Professoren, Pastöre, Beamte, Zollschreiber, Spieler — alles durcheinander, nach der Zeit ihrer Ankunft, doch mit dem Unterschiede, daß der Graf und der Adliche eine Frau Gemalin und Comtessen oder Fräulein Tochter; der Bürgerliche eine Frau Liebste und Mamsell Tochter; der ganz Geringe aber eine Frau und Jungfer Tochter bey sich hatte: z. B.

N. 27. Herr Major von Richteuch nebst Frau Gemalin und Fräulein Töchter. Logis im Bären.

N. 81. Herr Forstmeister Martin nebst Frau Liebste und Mamsell Tochter. Logis im Krebs.

N. 104. Herr Friseur Bechmann nebst seiner Frau und Jungfer Töchtern. Logis bey Friseur Hoim.

Diese Etikette machte dem Doktor Stein bey allem Unmuth Spaß. Aber wie ward ihm, als er las:

N. 182. Frau Gräfin von Lucern nebst Gesellschaftsmamsell, Mamsell Wilhelmine Forcher!

Viertes Kapitel.

Freude vollauf!

Stein, nachdem er dieß gelesen hatte, sprang wie verrückt aus seinem Zimmer die Treppe herab in die Gaststube. Wo ist sie? Wo ist sie? schrie er, und erhielt, wie sich denken läßt, keine Antwort. Wo ist mein Minchen? schrie er noch heftiger, und gaffte forschend nach den Gästen. Die Gäste guckten ihn wieder an und schmunzelten: denn sie glaubten, es fehle ihm im Oberstübchen. Leute ohne Theilnahme! — rief er und verließ das Zimmer, um auf der Straße zu fragen.

Jeden, der ihm begegnete, ging er an mit der Frage nach dem Logis seines Minchens: aber keiner konnte ihm Nachricht geben; vielmehr jeder, der ihn, mit der Liste in der Hand,

umherrennen und nach Minchen fragen sah und hörte, hielt ihn für einen Badegast, der nach Wisbaden gekommen wäre, seinen Verstand wieder einzulenken.

Endlich begegnete ihm der Listenträger: Wo logirt Minchen? war Steins Anrede.

Krazbuckel: Verzeihen Ihr Gnaden: welches Minchen meynen hochdieselbe?

Stein: Je nun, Minchen, die hier steht!

Krazb. Vergeben Ihr Gnaden! (Nimmt ihm die Liste ab, sezt seine Brille auf und ließt): Frau Gräfin von Lucern, nebst Gesellschaftsmamsell, Mamsell Wilhelmine Forcher. Logis im Bären. Also im Bären, Ihr Gnaden!

Stein: Im Bären?

Krazb. Ja, im Bären, in demselben Gasthofe, wo ihr Gnaden logiren. Sehen Sie, da steht es!

Stein sah hinzu, schlug sich mit einem par Dieu vor die Stirn, steckte die Liste ein, gab dem Krazbuckel einen Laubthaler, und rennte zurück in sein Logis. Hier hatte der Auftritt in der Gaststube und das Umherrennen unsers

Steins Aufsehn erregt und Bekriteln. Herr Doktor Dolza, Badearzt zu Wisbaden, kam zum Besuch seiner Kranken gerade hinzu und meynte: der Fremde könnte wohl ein Hypochondriakus, Phrenitikus, Somnambulus oder sonst was seyn, den man näher zu untersuchen hätte, um sich seinetwegen keine Verantwortung zuzuziehen.

Als daher Stein abermals ins Gastzimmer stürzte, und mit konvulsiver Stimme nach Minchens Zimmer fragte, da ließ ihn der Badearzt greifen, und mit Gewalt nach seinem Zimmer führen. Stein sträubte sich gar mächtig, allein die beyden Hausknechte, welche ihn gefaßt hatten, waren kräftiger, und schleppten ihn, troz alles Wehrens und Protestirens, die Treppe hinauf.

Minchen, in ihrer Stube, hörte den Lärmen auf dem Gang, und ein rührendes: Laßt mich los! Ich muß zu meinem Minchen — machte sie neugierig, ja, bestürzt. Sie ging also an die Thüre, und fiel bey Steins Anblick wie ohnmächtig dahin. Stein sah dieß, erkannte sie gleich, riß sich wie wüthend von den erstaunten Hausknechten los, und stürzte neben

Minchen auf die Kniee, gebeugt und flehend: „sie mögte sich fassen: ihr Stein sey ja wieder bey ihr!" — Darüber kam das ganze Haus zusammen: alle staunten und verstummten.

Minchen lag wie entseelt, Stein kniete noch neben ihr, und heulte und schlug um sich, wenn die Hausknechte ihn, auf Dolja's Wink, von neuem greifen wollten. Dolja stand, und radotirte noch immer von phrenitis ardens, von febris phrenitica, u. dgl. Die Gräfin kam endlich auch, und befahl, Minchen hereinzutragen. Das geschah, aber Stein wollte sie schlechterdings nicht verlassen, sprang auf und drängte sich ihr nach in das Zimmer der Gräfin. Man bemühte sich, Minchen zu Sinnen zu bringen, und endlich schlug sie die Augen auf: — Ach, mein Geliebter, mein Einziger! — waren ihre ersten Worte.

Also, sagte die Gräfin zu Stein, sind Sie der Herr Doktor Stein?

Ja, Gnädige Gräfin, antwortete dieser, nachdem er sich etwas erholt hatte: ich bin der unglückliche Stein, dem man seine Geliebte geraubt hat!

Gräfin: Und dem sie jezt wieder gegeben ist, und der folglich nun aufhört, unglücklich zu seyn. — "

Ich will meine Leser mit einer fernern Beschreibung dieser Scene nicht aufhalten. Das Resultat davon war, daß Stein und Minchen sich umarmten, und sich abermals Liebe und Treue schwuren; — daß der Badearzt Dolza weitläufig demonstrirte, daß die symptomata externa sehr trüglich seyen und selbst einen Boerhave irre leiten könnten; — und daß diese Geschichte sogleich in ganz Wisbaden alle Zungen beschäftigte.

Glücklich sind wir doch, sagte die Gräfin, daß wir noch hier waren, als Herr Stein ankam: denn sonst hätten Sie, mein Herr, vielleicht noch lange vergebens nach Ihrem Mädchen suchen müssen. Mein Bruder wollte schon Gestern uns abholen; gut, daß er noch nicht gekommen ist, aber heute kömmt er gewiß, und dann geht Morgen die Reise auf Frankfurt.

Stein erfuhr, daß Minchen schon längst bey der Gräfin sey, daß sie gleich nach der Befreyung aus den Händen ihres Entführers an ihn geschrieben, aber zur Antwort erhalten habe:

er sey in alle Welt gegangen, sie aufzusuchen. — Dieses schmerzte das gute Mädchen unendlich, ob sie sich gleich auch freute, daß sie ihm jezt um so theurer war. Ihr Onkel, der Professor Fünfkäs zu Schilda, hatte, auf Minchens Brief, zwar auch gleich in die Zeitung setzen lassen: daß Doktor Stein nur wieder kommen mögte, weil er, was er suchte, in der weiten Welt nicht finden würde. Aber der Doktor las keine Zeitung; und so erfuhr er nichts über Minchen, und suchte sie immer weiter.

Minchen blieb indessen bey der Gräfin, besorgt zwar für ihren herumirrenden Liebhaber, doch voll Hoffnung, daß er sie gewiß nicht verlassen oder wenigstens sie von ihm oder über ihn irgend eine Nachricht dereinst einziehen würde. Da also die Gräfin entweder aus Bedürfniß oder aus Mode das Bad besuchen wollte, so fuhr Minchen als Gesellschafterin mit ihr, in der Erwartung, daß bey der großen Menge Menschen, die sich an einem solchen Orte von weit und breit her einzufinden pflegen, ihr einige Nachricht von ihrem Stein vielleicht werden würde; und da trug sichs denn auch zu, daß sie ihn selbst antraf.

Gegen Abend kam wirklich der Gräfin Bruder, — eben der, der im Norden nach Minchen lange vergeblich geforscht hatte — und freute sich recht aufrichtig, daß Minchen ihren Stein wieder hatte. Seine ehemalige flüchtige studentische Liebe gegen das treffliche Mädchen hatte sich in Hochachtung und Freundschaft verändert; und so konnte er nicht anders als froh seyn, wenn sie nun bald glücklich werden würde, da sie durch seine Donkischotterey so sehr unglücklich geworden war.

Diesem Herrn, mein Bester, haben Sie es zu danken, daß ich nach meiner Rettung aus den Händen der Bösewichter vor Gram und Kummer nicht gestorben bin, sagte Minchen zu Stein; und dieses war hinreichend, den exaltirten jungen Mann in Danksagungen überströmen zu machen, welche der Graf mit einer Verlegenheit annahm, daß jeder Andere auf verdächtige Gedanken gekommen seyn würde. Aber unsere Verliebten sahen nichts und hörten nichts, als sich allein und was ihre Liebe anging, und merkten daher nicht das geringste von des Grafen Verlegenheit.

Den andern Tag frühe reisete die ganze Gesellschaft von Wisbaden nach Frankfurt, wo der Graf und dessen Schwester Geschäfte hatten. Eben diese Geschäfte machten, daß Stein und Minchen oft allein blieben; und Stein konnte nun seiner Begierde, Minchens Geschichte ganz zu erfahren, nicht länger widerstehen.

Sie ließ sich willig finden. Weil sie aber ihre Entführung dem Grafen unmöglich zuschreiben konnte, so ließ sie gern alles weg, was ich meinen Lesern im ersten Bande dieser Annalen über ihn erzählt habe. Ihre Erzählung war also blos folgende:

Fünftes Kapitel.

Minchens Geschichte.

Bis auf meine Entführung aus dem Wagen wissen Sie meine Begebenheiten schon aus dem Munde meines Mädchens. Als man mich in

den andern Wagen geschleppt hatte, sezte sich der heillose Spandenknebel, welcher mich gefahren hatte, zu mir in den Wagen, und machte ihn von allen Seiten fest zu, und sah mich immer mit hönischer Freude an. Ich war halb ohnmächtig: endlich erholte ich mich und fing überlaut an zu schreien. Halten Sie nur das Maul, Mamsell, sagte der Unmensch, oder der da neben Ihnen, mein Compagnon und ich, machen Ihnen einen Knebel, daß Ihnen das Manöver bald vergehen soll.

Diese Drohung hielt mich indessen nicht ab, noch lauter um Hülfe zu rufen. Die gottlosen Buben machten nun wirklich Anstalt, mich zu knebeln und mich dadurch stumm zu machen. Ich sah, daß ich gegen Gewalt nicht konnte, und bath daher meine Peiniger, mich zu schonen: ich wollte ja gern nicht mehr schreien.

Es würde Ihnen auch nichts helfen, Mamsell, sagte Spandenknebel: denn wo Sie jezt sind, hört Sie kein Teufel, der Ihnen helfen könnte.

Ich: Aber wo bin ich denn um Gotteswillen?

Er: Im wilden Walde.

Ich: Wo will man mich denn hinführen?

Er: In ein recht schönes Landhaus.

Ich: Was soll ich da?

Er: Das werden Sie schon erfahren.

Ich legte mich aufs Bitten, ich flehte, weinte, und that alles, um diese Unmenschen zum Mitleid zu bewegen: aber vergebens! Endlich besann ich mich, daß ich zwanzig Thaler bey mir hatte, wofür ich in Kappershausen allerley zu unserer Hochzeit hatte kaufen wollen. Diese bot ich dem Spandenknebel, um mir meine Freyheit zu erkaufen. Aber mit dem höhnischten Lachen griff er in seine Hosentasche und zog eine Handvoll Gold heraus. Schauen Sie, Mamsell, sagte er, hier sind gerade hundert Thaler, die ich damit verdiene, daß ich Sie wegführe: die sind pränumerirt. Und bring ich Sie, wie ich gewiß hoffe, an Ort und Stelle, so werden wieder netto hundert Thaler postnumerirt. Ich müßte also ein rechter Esel seyn, wenn ich Ihre lumpigen zwanzig Thaler nehmen wollte. Und überdieß, ich gefalle mir bey der Ausführung so eines Geniestreiches zu sehr, als daß ich mein Werk unvollendet lassen sollte.

Ich sah, daß alle Mühe, mich zu retten, vergeblich war, und weinte und würdigte die Barbaren keines Wortes und keines Blickes mehr.

Die beyden Bösewichter fingen hernach, als ich ganz stille schwieg, ein Gespräch an, woraus ich nur so viel merkte, daß ein gewisser Herr, der ihnen sehr wichtig war, nicht unter acht Tagen kommen könnte, weil er sehr wichtige Geschäfte abzumachen hätte. Den Herrn selbst nannten sie nicht; aber ich merkte doch so viel, daß es ein vornehmer Geistlicher seyn müßte, der äußerlich den Schein der Frömmigkeit suche, im Grunde aber ein abgefeimter Schurke sey.

Erinnern Sie sich noch, mein Theuerster, wie oft ich den geistlichen Stand gegen Sie vertheidigte, wenn Sie denselben bespöttelten, und die meisten Glieder desselben als Heuchler und schlechte, unwissende Menschen herabsezten? Damals dachte ich noch zu gut von diesem Stande: aber, leider, ich bin auf eine schreckliche Art aus meinem Vorurtheil gerissen worden.

Wir kamen endlich aus dem Walde, aber da war es auch Nacht: denn mitten im Walde

hatten die Kerle Mittag gemacht, und die Pferde gefüttert. Die Schändlichen boten auch mir Essen und Trinken an, und da ich alles ausschlug, sagte Spandenknebel: Nun, nun, Sie werden schon Essen und Trinken fodern, wenn Hunger und Durst eintritt. Ja hole mich der Teufel, wenn ich ein Mädel in meiner Gewalt hätte, und sie wollte mir nicht nach meiner Pfeife tanzen: ich machte es wie mein erster Herr, der Graf Degenschen: der gab den Menschern in diesem Fall zu Fressen vollauf, aber nichts zu Saufen: da wurden sie geschmeidig, wie die Ohrwürmchen.

Gegen Mitternacht kamen wir an einen Maierhof, wo angeklopft und die Thüre gleich geöffnet wurde. Spandenknebel trug mich ins Haus, und es empfing mich ein Mädchen mit quälender Höflichkeit, und führte mich in ein sehr nett möblirtes Zimmer. Hier, schöne Mamsell, sagte sie, ist Ihre Wohnung: befehlen Sie nur, was Sie wollen: ich werde alles besorgen, was Sie befehlen und wünschen.

Ich warf mich in einen Lehnsessel, und weinte, ohne ein Wort zu erwiedern. Das Mädchen

brachte ein ganz niedliches Abendbrod; aber wer hätte hier essen mögen!

Das Mädchen sezte sich auf einen Stuhl an die Thüre, welche, wie ich hörte, von aussen verschlossen wurde, und nachdem sie mich wohl zwanzigmal gefragt hatte, ob ich vielleicht zu Bette wollte, schlief sie ein. Ich stand endlich auf, und wollte zusehen, ob denn gar kein Ausgang aus diesem verhaßten Gefängniß zu finden seyn mögte. Aber mein Bemühen war vergebens: denn die Thüren fand ich verriegelt, und die Fenster vergittert. Voll Unmuth warf ich mich nun auf meinen Lehnsessel, und schlief endlich vor Ermüdung ein.

Als ich früh erwachte, quälte mich das Mädchen wieder mit tausend Fragen nach meinen Befehlen, und brachte bald das Frühstück, von welchem ich nun freilich genießen mußte, weil mich der Hunger und der Durst dazu antrieb.

Wo bin ich denn, liebes Mädchen? fragte ich so freundlich, als es mir möglich war.

„Sie sind, schöne Mamsell, in dem Landhause eines recht reichen Herrn.“

Ich: Und wer ist dieser Herr?

Sie: O, schöne Mamsell, das ist ein recht vornehmer Herr aus der Residenz!

Ich: Wie heißt er denn?

Sie: Das darf ich Ihnen nicht sagen: Sie werden ihn gewiß bald selbst sehen.

Dabey blieb sie, und alle Bemühungen, etwas herauszubringen, waren vergeblich.

Die Zeit ward mir indeß schrecklich lange. Ich fragte also nach Büchern; und das Mädchen führte mich in ein Kabinet, wo mir eine kleine Sammlung aufstieß. Ich griff nach dem ersten Besten: es hieß Lindamine. Die schändlichen Kupferstiche darin machten schon, daß ich das Buch voll Unwillen hinwarf. Ein zweytes war das Frauenzimmer vom Vergnügen; ein drittes hieß die Nonne im Hemde; das vierte — neue Damen-Akademie. Endlich war ich noch so glücklich, in dieser abscheulichen Sammlung Adelungs Geschichte der menschlichen Narrheit anzutreffen. Ich las sie, und habe mir während meiner Gefangenschaft die Zeit damit vertrieben.

Ja, ja, fiel Doktor Stein ein, das ist ein ganz gutes Werk, meine Beste: nur Schade, daß Adelung, oder die, welche für ihn arbei-

teten, oft so partheiisch sind! Dem Andenken des Brunus und des ehrlichen Comenius ist gewiß zu viel geschehen.

So lebte ich sechs Tage, ohne jemand sonst zu sehen, als das Mädchen. Den andern Tag schon sah ich den schändlichen Spandenknebel fortreiten, und war froh, daß dieser Abscheuliche sich nur entfernt hatte. Aber ich war doch immer in der größten Ungewißheit. Es ging mir zwar nichts ab, aber unmöglich war es mir, ruhig zu seyn. Der Gedanke an mein Schicksal quälte mich unaufhörlich, und das Verlangen nach Ihnen, mein Einziger, machte das größte aller meiner Leiden. An meinen Onkel Fünfkäs dachte ich beynahe gar nicht.

Das hat er auch nicht verdient, mein Engel, sagte Stein. Er hat auch gar nichts für Sie gethan: was er that, war, daß er die Pandekten und den Codex anführte, und daraus bewies, daß Ihr Entführer ein Räuber sey, und daß mir, als Ihrem Bräutigam, das Recht zustünde, für Sie den Proceß zu führen.

Minchen zuckte die Achseln, und fuhr fort: Mein Mädchen sprach dann und wann von ihrer kanken Madam. Ich fragte nicht, wer die

kranke Madam sey; endlich aber, da sie zu oft von ihr anfing, wollte ich doch auch wissen, wer diese wäre.

O, sagte sie, das ist unsers Herrn Haushälterin hier: die ist eine recht gute Frau, die auch alles thun darf, was sie will. O, wenn Sie nur sehen sollten, wie gut sie ist! O, Herr Jeh, das ist eine Frau ohne Gleichen!

Ich konnte mich unmöglich überreden, daß eine gute Frau in den Diensten eines Buben stehen könnte: denn für einen Buben mußte ich den Besitzer dieses Hauses schon halten.

Sechstes Kapitel.

Minchen erzählt weiter.

Auf diese Art waren sechs Tage hingegangen, ohne daß sich das Mindeste in meiner Lebensart geändert hätte. Am siebenten Tag kam eine Kutsche, die ich durch das Gitterfenster erkennen konnte. Ein schwarzer Mann stieg aus mit einer langen Perrücke. Das fiel mir zwar auf,

doch dachte ich nicht, daß der schwarze Mann der Besitzer des Landhauses seyn könnte: das, meynte ich, müßte einem Adlichen oder sonst einem vornehmen oder reichen Herrn zugehören. Ich fragte mein Mädchen von neuem; aber die war auch dießmal stumm.

Nicht lange hernach trat der schwarze Mann in mein Zimmer. Wie froh war ich, den Consistorialrath Fläz zu erblicken! Ich hatte ihn schon einigemal zu Schilda bey meinem Onkel gesehen, dessen bester Freund er zu seyn vorgab. Auch war er mir immer mit großer Achtung begegnet. Willkommen tausendmal, rief er mir entgegen, schönstes Minchen!

Seyen Sie mir gesegnet, antwortete ich, Hochwürdiger Herr! Nun kann ich gewiß hoffen, daß mein Unglück ein Ende nehmen wird: Sie werden gewiß mein Retter seyn.

Fläz: Fodern Sie, schönes Kind! Alles werde ich thun, was Sie verlangen.

Ich: Retten Sie mich aus diesem Hause, Hochwürdiger Herr, wo ich Gefahr laufe, meine Ehre zu verlieren.

Fläz: Hat man Sie hier beleidiget?

Ich: Noch nicht! Aber ich fürchte, wenn der Hausherr —

Fläz: Der Hausherr bin ich!

Ich: Sie, der Herr dieses Hauses?

Fläz: (meine Hand fassend) Ja, schönes Minchen, dieß ist mein Landhaus, wo ich mich von den Lasten meines Amtes zu erholen pflege.

Ich: Aber mein Gott, wie komme ich denn hieher?

Fläz: Das ist das Werk meiner heißen Liebe gegen Sie, meine Schöne! Ich habe Sie in Schilda gesehen, und konnte meiner Liebe nicht länger widerstehen. Der treue Spandenknebel brachte Sie in meine Gewalt, und nun können Sie leicht denken, was meine Absichten mit Ihnen sind.

Ich: Sie, ein Geistlicher, ein Diener der heiligen Kirche? —

Fläz: Ich sehe wohl, daß Sie noch voll Vorurtheile sind. Geistliche sind Menschen, wie die andern: aber ihr Stand zwingt sie, das ganz heimlich zu treiben, wozu die Natur alle Menschen bestimmt hat. Was an unserm Stande ehrwürdig scheint, ist nur die Außenseite. Ich

wenigstens werde die schöne Gelegenheit, die ich jezt in Händen habe, nicht unbenuzt vorbeylassen: das wäre Hochverrath gegen Mutter Natur und Sie, meine Schöne.

Ich mag Ihnen die Worte nicht wiederholen, die mir der Schändliche weiter sagte. Er deckte mir seinen schwarzen Charakter abscheulich auf, und versicherte mich, daß die schändlichen Bücher seiner Handbibliothek ihm über alles gingen, daß er die Lindamine höher hielte als den Brief an die Römer, und was der Reden mehr waren.

Endlich fing er gar an, Handgriffe zu wagen: ich stieß ihn aber so entrüstet zurück, daß der wollüstige Schmeerbauch rücklings zu Boden fiel. Nun bewaffnete ich mich mit einem Messer, und drohte ihm, daß ich ihn erstechen würde, wenn er sich unterstände, das Geringste weiter gegen mich vorzunehmen.

Beschämt erhob er sich von dem Boden und stampfte mit dem Fuße wüthend und fluchend. Wäre ich nur, rief er, kein Geistlicher, und müßte ich nicht das Aufsehen vermeiden! — Doch es soll schon anders werden!

Sogleich trat das Mådchen herein, und überreichte dem Zitternden einen Brief. Hastig las Flåz ihn durch, und lief ins Kabinet, ließ aber den Brief fallen, und vergaß ihn in der Eile ganz und gar: denn nach einer Viertelstunde sah ich ihn wieder in den Wagen steigen und wegfahren.

Ich nahm den Brief auf und las ihn. Hier ist er:

In unserm Heiland geliebter Bruder!

Was Teufels machen Sie dann? Sie gehen aufs Landhaus, wo Sie ohne Zweifel wieder ein Mensch haben, und lassen uns hier in der größten Verlegenheit! Der Prinz Moriz verdirbt uns alles bey dem Fürsten, wenn Sie ihn långer allein lassen. Schock schwere Noth, ich mögte vor Aerger zerplatzen! Sie können alles beym Fürsten, und laufen den Menschern nach! Kommen Sie doch gleich nach Empfang dieses, oder wir sind alle futsch, Sie aber am ärgsten. Ich bin

Ihr

zum Gebet verbundener
Freund und Bruder
C. F. Rülps, Cons. R.

Nun fühlte ich so recht, erzählte Minchen weiter, wie schändlich diese Leute der Religion spotten, und sie nur zum Deckmantel ihrer Bosheit gebrauchen; aber ich fühlte auch das Schreckliche meiner Lage jezt ängstlicher: denn was hatte ich zu erwarten in der Gewalt eines Buben, wie Fläz sich mir gezeigt hatte?

Der Tag ging wieder hin, und noch einige, ohne daß ich etwas weiter erfahren hätte. Endlich sagte mir das Mädchen, daß ihre Madam wieder besser sey, und mich auf den Nachmittag besuchen würde. Ich hatte eben kein Verlangen, sie zu sehen: denn ich schloß, daß die Guvernante eines Verworfenen, wie Fläz, selbst von eben der Art seyn müßte. Allein was konnte ich machen!

Nachmittags um zwey Uhr trat die Guvernante in mein Zimmer, und als sie mich erblickte, schrie sie laut auf: ach, Himmel, Minchen, Minchen! Sie lief auf mich zu, umarmte mich, und ich sah da meiner Mutter ältere Schwester, die ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Sie fragte mich, nachdem wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, wie ich hieher käme,

und ich erzählte ihr meine ganze Geschichte. Sie hörte sehr aufmerksam, und nicht ohne deutliche Zeichen ihres Unwillens auf Fläz zu verstehen zu geben, meiner Erzählung zu. Als ich geendiget hatte, sagte Sie: Sey zufrieden, gutes Kind: ich werde dich vom Verderben erretten. Fläz kommt sobald nicht wieder, aber Morgen des Tages müssen wir schon fort. Ich bringe Dich in Sicherheit, und mich auch: denn nun mag ich bey dem Schurken nicht einen Augenblick länger seyn.

Sie verließ mich, und blieb sehr lange. Dieses beunruhigte mich sehr, zumal, da mein Mädchen auch nicht bey mir war. Erst Abends um acht Uhr kam meine Tante wieder. Nun getrost, Minchen, sagte sie, Morgen früh um 5 Uhr reisen wir ab. Mit diesen Worten klingelte sie. Ein Bedienter kam: Hans, sagte sie, soll Morgen uns nach Colchis fahren: der Herr hat das befohlen. Gut, gut, sagte der Bursche und ging. Meine Tante verließ mich auch, um alle ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Früh wurden zwey schwere Koffer aufgepackt, und wir fuhren glücklich aus der Räuberhöle ab.

Einige Meilen von dem Landhause liegt ein kleines Städchen, wo Hans unsere Pferde füttern sollte. Da das Städtchen nicht zum Fürstenthum Colchis gehört, sagte meine Tante, so wollen wir hier bleiben, und warten, bis Dein Geliebter Dich und mich abholen kann. Also logirten wir uns in einem Gasthofe ein, und schickten den Kutscher zurück, der auf meiner Tante Vorwand: daß ihr und mir zu übel sey, um weiter zu fahren, weiter nichts sagte, als: Mordsakkerment, was das für Kantermentarien sind!

Ich blieb auf meiner Stube, indeß meine Tante verschiedenes besorgen ging. Einige Zeit hernach kam sie wieder, und brachte den Grafen von Lucern mit. Hier, liebe Nichte, sagte sie, ist der Herr Graf von Lucern, der Bruder meiner besten Wohlthäterin, und der rechtschaffenste junge Herr, den ich kenne. *) Er schlägt uns vor, zu seiner Schwester zu ziehen, und würde uns selbst dahin begleiten, wenn er nicht noch eine Reise vor sich hätte.

---

*) Man weiß schon, warum Minchen über den Grafen gegen ihren Stein nichts weiter äußerte.

Ja, sagte der Graf, meine Schwester wird froh seyn, Ihnen Schutz gegen Ihre Verfolger zu gewähren. Es sind nur noch zehn Meilen auf ihre Güter: ich bitte Sie also, noch heute dahin abzugehen. Ich will Ihnen einen Brief mitgeben und Sie meiner Schwester aufs beste empfehlen. Der Graf schrieb den Brief in unserm Zimmer, und reisete sogleich ab, wir aber kamen den folgenden Tag noch vor Abend auf dem Landgute seiner Schwester an.

Die Frau Gräfin ist eine Dame von vierzig Jahren. In ihrer Jugend warb ein weitläufiger Vetter um sie, und sie würde ihm ihre Hand gegeben haben, wenn er nicht gestorben wäre. Seit jener Zeit entschloß sie sich, ledig zu bleiben, und dieß hat sie auch bisher gehalten, ob es ihr gleich, wegen ihres Geldes, nie an Freiern gefehlt hat, und noch nicht fehlt. Die Gräfin merkt das gar wohl, und giebt darum jedem den Korb, der nach ihrem Gelde freiet.

Sonst ist sie die beste Dame von der Welt, die gar nichts von jenem Stolz und egoistischen Wesen an sich hat, das so viele Ihres Standes entstellt und verhaßt macht. Sie geht zwar nicht

mit jederman vertraut um, aber in der Wahl ihrer Freunde sieht sie blos auf den Charakter des Menschen und nicht auf seinen Stand. Jeden, den sie leiden kann, weiß sie einzunehmen; wem sie aber nicht hold ist, den behandelt sie mit einer so höflichen Kälte, daß er gleich merken kann, woran er ist. Jederman, der sie kennt, ehrt und liebet sie; und ihre Unterthanen lassen für sie ihr Leben.

Mich empfing sie aufs menschenfreundlichste, und bald waren wir die vertrautesten Freundinnen. Gewiß, mein Theuerster, im Umgang mit dieser liebenswürdigen Dame vermißte ich nichts als Sie, und nichts trübte meine Tage, als der Gedanke, daß Sie in der Welt herumirrten, und mich vergeblich aufsuchten.

Der Bruder der Gräfin ist erst seit einigen Monaten majorenn geworden. Vor dieser Zeit verwaltete sie, nach dem Testament des Vaters, die Herrschaft, und führte ihre Sache so gut, daß der Graf beschlossen hat, alles durch sie während seiner Abwesenheit verwalten zu lassen: und er hat gewiß bey seiner Heimkunft nicht Ursache, das Geringste zu ändern an alle dem, was seine Schwester verordnet hat.

Siebentes Kapitel.

Beschluß von Minchens Geschichte.

Aber, sagte ich einige Tage nach unserer Ankunft bey der Gräfin, zu meiner Tante: wie in aller Welt, sind denn auch Sie, liebe Muhme, zu dem Schandbuben, dem Fläz, gekommen?

Ach, liebes Kind, antwortete meine Tante, ich schäme mich, Dir meine Geschichte mitzutheilen: sie erinnert mich an Fehltritte, an die ich ohne Schaam und Reue nie denken kann. Doch ich muß wohl, um mich wenigstens dann bey dir zu rechtfertigen, wenn der Bösewicht, wie ich befürchte, dereinst noch allerley schändliche Lügen von mir aussprengen wird.

Du weißt, daß mir und deiner Mutter dein Großvater wenig hinterlassen hat, und daß wir gezwungen waren, uns mit der Hand zu nähren

Fläz studierte damals die Theologie zu Kappershausen, und fand Gelegenheit, Eintritt bey uns zu finden, indem er sich Hemden und andere Wäsche bey uns machen ließ. Er hielt sich besonders an mich, weil ihm deine Mutter noch zu jung war, machte mir Präsenter, nahm mich mit auf die Tanzsäle, Bälle, in die Gärten, fuhr mich auf dem Schlitten, und versicherte mich, er würde mich dereinst gewiß heirathen. Mit diesen Lockspeisen war es ihm ein Leichtes, mich zu verführen und um meine Ehre zu bringen.

Ich fühlte endlich, daß ich schwanger war, und entdeckte ihm meine Umstände. Liebes Lieschen, sagte er, gieb mich um tausend Gottes Willen nicht an! Ich nehme Dich dereinst gewiß noch, und werde für Dich und dein Kind nach Möglichkeit sorgen: aber verrathen mußt Du mich nicht: sonst ists um mein Glück geschehen, und dann kann ich für Dich und dein Kind nicht mehr sorgen.

Ich glaubte dem Bösewicht, nahm hundert Thaler aus seiner Hand an, und verschwieg seinen Namen. Er verließ Kappershausen, und schickte mir durch einen seiner Freunde noch-

mals hundert Thaler. Mein Kind starb nach einem Jahre, und Fläz hörte auf, Geld zu schicken. Bald darauf hörte ich, daß er eine Pfarre erhalten, und eine Frau genommen hatte. Nun schrieb ich an ihn, verwies ihm seine Untreue, und bath ihn nochmals um einige Unterstützung. Aber statt mir zu antworten, schickte er mir einen Advokaten ins Haus, den ärgsten Rabulisten in ganz Kappershausen. Dieser stellte sich ganz unbändig, warf mit Gesetzen und Pandekten um sich, und machte mir so angst und bange, daß ich nach seiner Vorschrift schriftlich versicherte: Fläz habe niemals etwas mit mir vorgenommen.

Indessen war mir Kappershausen zuwider geworden: jeder sah mich an mit Hohnlächeln, und Mancher sprach im Vorbeygehen, von Studenten-Mamsell, oder von hohen Dingen im Feen-Schloß zu Nirgendsnichts. Ich verließ also der lieben Ruhe wegen meine Vaterstadt, und ging zu der verstorbenen Mutter unserer Gräfin als Garderobenmädchen in Dienste. In diesem Hause blieb ich bis vor ohngefähr fünf Jahren, und habe Euch zu Kappershausen,

wie Du noch Kind warest, nur dann und wann besuchet.

Um jene Zeit hatte Fläz das Landgut gekauft, worauf Du gewesen bist, und kam wegen einiger Streitigkeiten mit den Bauern mehrmals zu meiner Herrschaft. Er sah mich hier wieder, und that mir den Vorschlag, seine Guvernante auf dem Gute zu werden: er wollte, sezte er öfters hinzu, — aber immer unter vier Augen nur — sein Unrecht wieder gut machen, mir eine gute Besoldung aussetzen, und mich, wenn ich länger leben sollte als er, in seinem Testament gewiß redlich bedenken.

Ich hatte damals auf dem gräflichen Gute einen unangenehmen Handel mit unserm Haushofmeister, und nahm den Vorschlag von Flä-zen an. Meine Herrschaft gab mir meinen Abschied nicht gerne, doch da die Gräfin glaubte, daß ich mich auf dem Gute des reichen und angesehenen Fläz besser als bey ihr stehen würde, so ließ sie es endlich geschehen, daß ich dahin zog.

Ich muß es dem Fläz nachsagen, daß er mich wirklich sehr gut gehalten und mir die Zeit hin niemals etwas Unehrbares zugemuthet hat:

aber freilich, für sein vieles Geld konnte er immer etwas Besseres sich wählen. Er kam auch nur selten aufs Gut heraus: wenn er aber kam, so brachte er allemal lustige Gesellschaft mit, um einmal, wie er sagte, die Larve der Heiligkeit abzulegen, die er zu Colchis tragen mußte. Da wurde gefressen, gesoffen, gelärmt und andere Unanständigkeiten getrieben, wie sie bey geistlichen Herren von Fläzens Schlag Mode sind; — woran ich aber keinen Theil nahm. Manchesmal kamen auch Frauenzimmer dahin, mit welchen sich Fläz viel zu thun machte, worum ich mich aber auch nicht bekümmerte.

Fläz hat gewiß nicht gewußt, daß Du so nahe mit mir verwandt bist: sonst würde er sich gehütet haben, Dich mir so nahe zu bringen; und sein Kumpan, der Spandenknebel, muß das auch nicht gewußt haben: sonst hätte auch der ihm anders gerathen. *)

So endigte meine Tante ihre Geschichte, die mir wahrlich nicht viel Freude machte. Ich hätte sie vielleicht aus Klugheit verschweigen sol-

---

*) Wen von meinen Lesern dieser recht arge Mensch interessirt, der lese meine Geschichte eines dummen Teufels.

len: aber ich habe Ihnen einen Beweis geben wollen, wie viel ich Ihnen zutraue, da ich Sie mit den skandalösen Historien meiner Familie bekannt mache. Ich verliere dadurch doch nichts bey Ihnen, mein Guter? —

Stein umarmte Minchen, und diese fuhr fort:

Einige Wochen nach unserer Ankunft bey der Gräfin kam eine Klage vom Consistorialrath Fläz gegen meine Tante bey der Gräfin an. Sie habe, so klagte Fläz, seinen Dienst heimlich verlassen, und ihm großen Schaden dadurch zugefügt, daß sie sein Landhaus außer Aufsicht gesezt hätte. Nebenher beschrieb er sie als eine große Betrügerin und Lügnerin, und dichtete ihr alles nur erdenkliche Böse an, ohne Zweifel, um die Gräfin zu bewegen, sie von ihren Gütern zu entfernen oder wenigstens ihr nicht zu glauben. Aber die Gräfin ließ ihm antworten, wie er es verdiente, und ließ ihn warnen, ja still zu schweigen, damit seine eignen Schandthaten nicht ans Tageslicht kommen mögten. Seit jener Zeit habe ich von dem Buben und seinen Helfershelfern nichts weiter gehört.

Minchen endigte hier ihre Geschichte, aber der Verfasser hat noch etwas nachzuholen, was die Leser wissen müssen, um über einen Hauptpunkt Aufschluß zu erhalten. Minchen konnte das nicht erzählen, weil sie selbst es nicht wußte.

Als der Graf seinem Kutscher, dem Spandenknebel, die schöne Kommission gegeben hatte, mit Bürstenbinder Amars Pferden Minchen irre zu führen, begegnete Fläz dem Spandenknebel zu Schilda auf der Straße. Proost Spandenknebel, sagte Fläz, wo kommst Du her, Du alter Tausendkünstler. — Man muß nur wissen, daß beyde vorzeiten zu Kappershausen zugleich Studenten und Duzbrüder gewesen waren. — Spandenknebel, der Fläzens Geschmack kannte, erzählte ihm als einem alten Bekannten, den Auftrag vom Grafen, und Fläz faßte ihn schnell bey der Hand, mit den Worten: Was sagst Du? Du fährst Morgen Mamsell Minchen zum Teufel? Doch nicht die Nichte von Professor Fünfkäs?

Spandenknebel: Eben die!

Fläz: Höre Bruder, weißt Du was? Ich bin in das Gesichtchen etwas vernarrt: Da könnten wir ein Negozchen machen!

Spandenk. Ich versteh's schon: Ich soll Minchen Ihnen ins Gehege führen.

Fläz: So ist's! Du bist doch ein Pfiffikus!

Spandenk. Das sollt' ich denken! Aber, Herr, was geben Sie?

Fläz: Ein Trinkgeld, das deine Erwartung übertreffen soll. Hast Du an dieser Börse genug? Da, nimm sie gleich; und machst Du deine Sache gut: so erhältst Du noch eben soviel hintendrein.

Spandenk. Bon! Ich hab' ohnehin nicht Lust, länger bey meinem Herrn zu bleiben. Er meynt oft, ich sey ein Hollunke: und so was kann ein ehrlicher Kerl nicht vertragen.

Hierauf ertheilte Fläz dem Spandenknebel seine Befehle, und der Schuftsstreich wurde ausgeführt, wie man ihn erzählt gefunden hat. Jezt wieder zum Verfolg von Minchens Geschichte!

Nachdem die Gräfin ihre Geschäfte zu Frankfurt geendiget hatte, reisete die ganze Gesellschaft von da ab, und noch zwanzig Meilen miteinander. Dann ging der Graf mit seiner Schwester und Minchens Tante auf seine

Güter, und Stein mit seinem Mädchen nach dem Wohnorte des Prinzen Moritz. Dieser freute sich mit sichtbarer Theilnahme, daß er seinen braven Leibarzt wieder hatte. Er freute sich aber noch mehr, daß dieser in Minchens Besitz bald ganz glücklich werden sollte.

Zu der Erzählung der Spizbübereyen des Konsistorialraths Fläz schüttelte der edle Prinz den Kopf sehr entrüstet, ermahnte aber doch den Leibarzt, seine Klage vor der Hand noch aufzugeben: dazu könne zu einer andern Zeit Rath werden: jezt würde sie nichts fruchten. Stein ließ sich dieß gefallen, und ward bald der glücklichste Gatte seiner Geliebten.

Achtes Kapitel.

Wieder von Schilda! Schöne Raritäten in den Bordellen.

Der Verfasser dieser Annalen würde Minchens Geschichte nicht so umständlich erzählt haben, wenn er nicht wüßte, daß dieses gute Mädchen manchen Leser interessirte: denn als der erste Band kaum heraus war, wurde er von

sehr Vielen um die fernern Begebenheiten von Minchen befragt, woraus er denn folgerte, daß er durch eine etwas umständliche Erzählung Manchem einen Gefallen erweisen würde. Wenigstens ist sie doch immer noch kurz genug, um keine lange Weile zu machen. Aber er kennt auch seine Pflicht als Schildaischer Universitäts-Annalist, und wird nun gleich die Ehre haben, nachzuholen, was er in seinen Dokumenten darüber noch findet.

Zu Schilda gab es, wie aller Orten, wo junge ledige Leute, die sich nicht mit Interesse zu beschäftigen wissen, in Menge beysammen wohnen, nebst einer Menge lustiger Schwestern, denen

Tag und Nacht zu jeder Frist
Der Bursche stäts willkommen ist,

nämlich — wenn er Geld hat. Die Bürger zu Schilda, so schildaisch sie sonst auch waren, schämten sich doch noch, solchen Mädchen Aufenthalt in ihren Häusern zu geben, sobald sie als öffentliche Kreaturen bekannt wurden. Da sie aber doch logiren mußten, so erbarmten sich einige Soldaten — freilich Leute, denen Ehre und Gewissen eben so gleichgiltig waren, als sie

zu soldatisch = niedrig dachten, um das Infame zu fühlen, das in einem Gewerbe liegt, welches zur Menschen = Verhunzung meistentheils abzielt — über diese lebendigen Pesthöfe, und nahmen sie in ihre Wohnungen, unter dem Namen und Charakter einer Magd, ob sie gleich nicht das mindeste im Hause verrichteten, und sich vielmehr selbst aufwarten ließen.

Die Soldaten befanden sich ganz wohl bey der Sache, und in kurzer Zeit wurde das Gewerbe eines Hurenspeditörs als sehr lukratif anerkannt. Mancher sonst sogenannte honnette Mann würde gern sein Gewerbe aufgegeben, und das Bordellhalten ergriffen haben, wenn er es nicht gar zu infam gefunden hätte.

Den Studenten waren alle Gruben, wo feile Dirnen zu finden waren, bekannt, und wurden von ihnen mit dem Namen der Puffe, Parduzlöcher, Knallhütten u. s. w. umgestempelt. Daß sie sehr fleißig besucht wurden, versteht sich von selbst, zumal nach den Privilegien für die jungen Herrlein zu Schilda.

In Schilda stand ein Regiment Colchischer Truppen, worunter sehr viele Desertöre zu finden waren. Diese brachten meist Weib und Kinder

mit, und konnten sich und die ihrigen mit ihrer Löhnung nur kümmerlich durchschleppen. Sie also, wie alle ihre Kameraden, die kein Handwerk verstanden, oder als Unbekannte zum Tagelöhnern nicht gern benuzt wurden, sahen sich genöthiget, auf Nebenverdienstchen auszugehen. Dieß bestand für Manche in Spartanischen Handgriffen, aber für Mehrere in einem Gewerbe, das auf das ergiebige Facit der gröbern Sinnlichkeit berechnet war.

Die, welche sich des leztern Hülfsmittels bedienten, waren entweder Stiefelwichser, oder sie hatten Weiber, die sich mit der Wäscherey für Studenten und Offiziere beschäftigten, oder Töchter und andere Mädchen, die von Stube zu Stube Obst herumtrugen: und gerade alle diese waren Lockvögel.

Daß Leute, die ihren Werth selbst so wenig fühlen, daß sie für ein unbedeutendes Handgeld ihre Person ganz zum beliebigen Dressiren an Andere hingeben, über Erziehung und deren Vortheil für den Staat und dessen Individuen fast gar keinen Begriff haben und folglich gegen sie auch nicht die mindeste Achtung hegen, läßt sich denken, wenn die Erfahrung es auch nicht

bestätigte. Ihre Ansicht bey Weibern und Mädchen hat also weiter keine Hinsicht, als auf körperliche Vorzüge zum Wucher für ihre Finanzen. Da aber Mutter Natur das feinergebaute Geschlecht gegen dessen lebhaftere Reizbarkeit zugleich mit einer feinern und lebhaftern Schaamhaftigkeit, als einer Schutzwehr für das Heiligthum der edlern Liebe, gewöhnlich versorget: so wissen auch die erwähnten Spekulanten, jener edeln Anstalt der Natur durch die unverschämtesten Reden und Handlungen so verführerisch entgegen zu wirken, daß sie endlich sicher seyn können, sie werde ihnen nicht mehr schaden. Unterrichtet in Moral und Religion haben diese unglücklichen Mittelgeschöpfe auch nicht werden können, weil die Löhnung ihres Vaters dazu nicht hinreichte, oder er es nicht nöthig fand, wenn nicht vielmehr für dereinst noch hinderlich.

Diese verhunzten unglücklichen Geschöpfe werden dann auf die Lockkunst der Sinnlichkeit, die durch das Ertödten und Versäumen alles dessen, was Natur und Erziehungskunst zu deren Beschränkung Gutes hat, unselig gewinnt, auch noch weiter positiv darauf zugestutzt. Ganz,

Blick, Mine, Körperhaltung und Kleidung sind zweckmäßig darauf ausstudiert. Zu Schilda erkannte man sie vorzüglich an ihren langen Röcken, mit breitem Rand umsäumt, und an dem weißen Kopfzeug mit breiten Strichen und lang herabhängenden Bändern. Die künstliche Ausstaffirung ihres Busens war, wie solche schändlichen Geschöpfe sich bey ihrer viehischen Hetzerey gewöhnlich damit brüsten, für ihr Gewerbe mehr als künstlich. Ohrgehänge von allerhand Art, und lang herabschwebende Mäntel, gelüftet durch den eignen Gang dieser Buhlpuppen, machte sie eben so kenntlich, als aufgedrungen bemerkbar.

Als Frischlinge wurden diese erniedrigten Geschöpfe um sehr hohen Preis an unerfahrne und leichtsinnige junge Leute sowohl des Regiments als der Universität verkuppelt. Wurden sie ausserdem zu Stiefeln und Wäsche herumgeschickt: so waren sie anfänglich vorsichtig genug, auf den Stuben das nur fürs Auge schimmern zu lassen, dessen voller Genuß blos in ihrer Wohnung, oder auf einem Spatziergang nach Dörfern, Weinbergen oder Wäldchen zu finden war. Dieß trug ihnen und ihrem Stallmeister so reichlich ein, daß sie ihren

Aufwand an Essen und Trinken im Hoch- und Wohlleben ohne Mühe vermehren und ihren Luxus immer höher und verführerischer treiben konnten.

Gemeine Dienstmädchen von gemeiner Herkunft sahen dieß, und ihr Putzgeist erwachte oder wuchs durch den täglichen Anblick der ausgeputzten und nur zur Lust herumwandernden Schwesterschaft. Um daher jenen, wenigstens im Putz, nicht nachzustehen, so wurden sie entweder Aufwärterinnen von Studenten oder Fähndrichen, oder sie betrogen ihre Herrschaft, oder wurden Magd bey einem Hurenwirth, oder wohl gar die Vertraute ihres Hausherrn. Dann erschien das Dienstmädchen, das halbverhungert und halbnackt vorher froh seyn mußte, nur einen Dienst irgendwo gefunden zu haben, oft noch gepuzter als jene. Nirgends war darum gutes und getreues Gesinde seltener als damals zu Schilda. Wie die gemeinen Mädchen es machten, so machten es auch, wenn schon auf eine andere Art, die nichtgemeinen. Daß Sittlichkeit, Fleiß, Häuslichkeit und Ehen und

Bevölkerung überhaupt dabey nicht gewinnen konnten, liegt wohl sichtlich genug am Tage.

Außer der genannten liederlichen Sippschaft, fanden sich zu Schilda auch noch fremde Dirnen ein, die die Schulen ihres Handwerks schon anderwärts alle durchkrochen waren. Diese, wie die ausgedienten in den Mordgruben der Wollust zu Schilda, spielten ihre lezte Rolle auf den Straßen des Winters, und des Sommers im Korne, und eben diese wären es, welche von der häßlichen Krankheit die allerhäßlichste Gattung unter die Studenten und Andere, und durch diese weiter verbreiteten, so daß beynahe ganz Schilda venerisch wurde, oder ästhetisch=scabiös, nach der Sprache der Privilegien. Da also hatten die Mediciner, promovirte und unpromovirte, bis zum elendesten Pfuscher, ihre gesegnete Erndte!

Daß die Pfuscher ihre Kunden nicht ganz herstellten, bedarf keiner Erinnerung; aber eben dieß machte, daß beynahe das ganze Fürstenthum Colchis nach und nach durch die zurückkommenden Schildaer Studenten, die einmal viehisch verwöhnt waren, venerisch inficirt wurde; ja, daß zulezt fast jedes vernünftige Mäd-

chen anstand, einen von diesen Herren zu heurathen, wofern er nicht ein unverdächtiges Zeugniß über seine unverdorbene Gesundheit oder über seine völlige Herstellung vorlegte.

So arg die Scabies æsthetica zu **Schilda** auch herrschte, so arg ruhig blieb doch die Polizey, und ließ die infamen Löcher ungestöhrt wirthschaften, wenn gleich in **Briefen über Schilda** sie alle namentlich genannt waren. Man hatte den weisen Grundsatz, daß geschwächte Unterthanen die geduldigsten zum Regieren wären; und darum ließ man sie immer schwächer werden, und sie wurden es, bey der ungestöhrt-lockenden Gelegenheit, sehr exemplarisch.

Hiezu kam noch, daß die meisten Studenten auf Miethbetten schliefen und ihre Wäsche von den gemeinen Wäscherinnen waschen ließen. Wer also das Unglück hatte, ein Bette zu erhalten, worauf ein Venerischer vorher geschlafen hatte, oder Wäsche anzuziehen, die mit anderer von Venerisch-inficirten gewaschen war, — an Auslüften oder Schwefeln dachte keiner, — der wurde, so keusch er sonst leben mogte, wohl auch inficirt, und um so gefährlicher, je weniger er sich einer Handlung bewußt war, die ihn

auf den Verdacht seiner eigentlichen Krankheit hätte bringen können. Er arzneyete also vergeblich, und das geheime Gift machte ihn nach und nach zum Gerippe.

Der Herr Kanzler dachte an das Stöhren der Schildaer Schandgruben gerade am wenigsten. Er selbst war ein Liebhaber des Frauenzimmers von der lustigen Art, wie er die Huren zu nennen pflegte. Aber eben diese Liebhaberey brach ihm, als Kanzler, auch den Hals. Einst nämlich geht er in einem Haine lustwandeln, nicht weit von Schilda, und stößt auf ein galantes Mädchen, das er anspricht, herumführt, betändelt und endlich, da er den Doktor Lips aus der Ferne herannahen sieht, sie nur noch fragt, wo sie wohne, dann sie entläßt, jedoch mit dem Versprechen, daß er sie noch den Abend besuchen und punkt zehn Uhr, wenn er von der Harmonie zurückkäme, an dem Eingang zur Ochsengasse warten würde, wo ihn denn jemand abholen und an Ort und Stelle bringen sollte. Er kam richtig und wurde, ohne daß er es wußte, in eins von den Schildaer Hurennestern, in die Meerkatze hineingeführt. Er fand seine Dulcinee in der

Stube allein, und im Negligee, und begab sich mit ihr ohne weitere Umstände in die Kammer.

Kaum hatte der Kanzler mit seiner Schönen sich eingeschlossen: so kamen einige Studenten, die ihm auf der Spuhr gefolgt waren, und riefen mit großem Getöse: Wo ist die Manschester-Hanne? Der Wirth betheuerte, sie sey ausgegangen und würde unter einer Stunde nicht wieder kommen. Faule Fische! riefen die Studenten, wir wollen visitiren! Allons, Kalaber, mach die Kammer auf, oder wir sprengen sie! — Der Hurenmajor versicherte nochmals, sie sey wahr und wahrhaftig nicht zu Hause, und habe den Schlüssel zu der Kammer mitgenommen.

Alle Ausreden verschlugen bey den Studenten nichts: sie glaubten, in einem Hurenhause nichts schonen zu dürfen, und sprengten die Thüre. Ah, du verfluchter Kalaber, rief einer von der Gesellschaft, warte nur! Sagst Hunzfott, Hannchen sey nicht zu Hause, und siehe da, hier steckt sie! Der Kanzler wollte in der Stille davon schleichen; allein die Studenten sperrten ihm den Weg, und, „Steh Kerl!" hieß es, oder der Teufel soll dich drücken lehren! Ah Mord-Schwerenoth, hieß es gleich darauf,

sind Sie's Ihre Excellenz? Wie ins Henkers Namen, kommen Sie denn in ein Puffloch? Sie haben ja eine Frau!

Der Kanzler stand da, ganz verduzt, und konnte kein Wort hervorbringen. Die Studenten lachten aus voller Kehle, und neckten den Ertappten recht nach Noten. Endlich bath er sie, seiner zu schonen, und die Sache ja geheim zu halten: er wolle ihnen überall und immer gern wieder dienen, und so weiter. Die Studenten versprachen das zwar, aber wer kennt nicht die Verschwiegenheit der Studenten! Sie, mit ihren irrigen, oft niedrigen Begriffen, verschweigen ihre eigne Schande nicht, geschweige die eines Andern! So war auch hier der Fall. Früh Morgens schon um sechs Uhr war, durch Hülfe der Perückenmacher und Stiefelwichser, die ganze Stadt voll von dem Lärmen: der Kanzler der Universität sey im Bordel ertappt worden. Die Geschichte, wie das so geht, wurde mit mehreren noch vermehrt, und erhielt gar artige Zusätze z. B. daß er die Studenten hätte tractiren müssen, und diese ihn besoffen und hernach zum Papst gemacht hätten.

Die Professoren, Studenten, Bürger und Handwerksbursche spaßten und freuten sich über den Vorfall, und die ganze Sache wäre, wie das auch so geht, eine Zeitlang das Gespräch des Tages geblieben, und hernach wieder vergessen worden: aber der Sekretär Schneller schlich hier ins Rohr, und wollte sich ein Pfeifchen schneiden.

Er machte der Frau Kanzlerin seine Aufwartung, und hatte ihr einige neue Arien zu bringen. Er stellte sich eilig, wollte blos die Ehre haben, die Noten abzugeben, und sich gleich wieder empfehlen. Was er aber erwartete, das traf ein, und die Kanzlerin bath ihn, noch zu bleiben.

„Was befehlen Sie denn noch, meine Gnädige?" fragte Schneller.

Kanzlerin: Wie Sie auch fragen können! Wissen Sie denn von dem schönen Skandal nicht, den mein Büffel von Mann gemacht hat?

Schneller: Ich habe so was davon gehört: aber wer weiß, ob's an dem ist!

Kanzlerin: O gewiß, gewiß! Aber, damit Sie's wissen, meine Maßregeln sind schon genommen.

Schneller: Maßregeln?

Kanzlerin: Ja: ich will mich scheiden lassen, und hoffe doch, Kanzlerin zu bleiben.

Schneller: Ich verstehe Sie nicht.

Kanzlerin: Nicht? Soll und kann denn der Dummbart seinen Posten behalten? Ich müßte mich sehr irren, oder Sie, — Sie sind der Mann, der den Esel fortschaffen, und sich an seine Stelle bringen kann. Ich habe Connexionen und, bey Gott, ich werde sie benutzen!

Schneller: Wohlan, meine Gnädige, Ihnen gefällig zu seyn ist Pflicht und Wunsch für mich!

Kanzlerin: Und wenn nachher meine Hand und ein hübsches Vermögen ein Lohn für Sie ist, so erhalten Sie ihn gewiß.

Schneller: O, Sie Göttliche!

Beyde umarmten sich, lange herzend und küssend, versprachen sich treuen Beystand, doch wollten sie, um dem Verdacht eines geheimen Einverständnisses zu begegnen, vor ausgemachter Sache sich nicht mehr besuchen und einander schriftlich es melden, wenn etwas Wichtiges dieß fodern sollte.

Neuntes Kapitel.

Schilderung der Polizey zu Schilda.

In diese Annalen gehört es zwar nicht, hier von Polizeysachen zu handeln; aber meine Leser mögten doch fragen: Wie denn die Studenten, Professoren und Handwerksbursche so manch großen Streich hätten spielen können, wenn die Schildaer Polizey nur halbweges gewesen wäre? Sie werden aber nicht mehr so fragen, wenn ich ihnen sage, daß die Polizey zu Schilda eben so schlecht und elend war, als sie auf mehrern deutschen Universitäten zu seyn pflegt. Leute waren da angestellt als Polizeymeister, die von der Polizeywissenschaft wenig oder nichts verstanden, Männer ohne Saft und Kraft, wurmstichig und baufällig, die sich vor Allem scheuten, sich bestechen ließen u. s. w. —

Die Polizeyordnung war ein Meisterstück auf dem Papiere, aber in dem Stadtbezirk sah man auch nicht eine einzige Regel davon angewendet. So war es z. B. verboten, Koth, Wasser u. dgl. auf die Straße zu werfen; aber wer nicht Lust hatte, sich und seine Kleider besudeln zu lassen, durfte weder am Tage noch bey der Nacht den Häusern nahe kommen, aus Furcht vor den Nachttöpfen, Barbierbecken und Waschschüsseln. Sogar wurden Excremente, in Papierteuten wohl verwahrt, aus den Fenstern herabgeworfen. — Es war verboten, Taback auf der Straße zu rauchen; aber die Häscher selbst gingen mit brennenden Pfeifen herum, und im Thore stand der Soldat mit der Pfeife auf dem Posten. —

Für die Erleuchtung der Stadt wurde soviel Geld eingesammelt, daß man vor jedes Haus eine brennende Laterne hätte hinstellen und die ganze Stadt unterhalten können; allein wer nach neun Uhr des Abends ausging, lief in den außerordentlich schlechten Gassen, wo Holz, Koth und Steine lagen, wo Wagen mit Deichseln standen, wo Löcher klafften, wer weiß wie tief, Gefahr, den Hals zu brechen, troz den

Laternen, die aus Mangel an Oehl oder Tocht dann meist nur noch schimmerten oder schon ganz verloschen waren. Die Vorstädte waren gar nicht erleuchtet. Freilich hielt man zu Colchis nicht viel von Aufklärung; folglich zu Schilda desto mehr auf Finsterniß.

Am hellsten erschien die Vortrefflichkeit der Schildaischen Polizey-Anstalten bey einer Ueberschwemmung. Der Fluß, neben der Stadt, trat hoch aus, und bedeckte mehrere Dörfer, wie auch einen Theil der Stadt, und zwey Vorstädte. Kaum war die Wassers-Noth da, so fehlte es auf einmal an Brod und Mehl, und die Schildaer liefen Gefahr, zu verhungern.

Eine Hungersnoth in einer Gegend, wo alles wuchs, und wo das Getraide seit vielen Jahren so reichlich gerathen war, daß man den Ausländern immer davon verkaufen konnte, müßte eine unerhörte Sache seyn: allein zu Schilda war das der Fall. Alle Mühlen daherum waren Wassermühlen, und gehörten zur fürstlichen Kammer, welche um alle Welt nicht zugab, daß man eine oder mehrere Windmühlen errichtet hätte, um im Fall der Noth Mehl zu schaffen, wenn man ja auf den Flußmühlen nicht mahlen

konnte. Da es nun an Windmühlen fehlte, und die Wassermühlen wegen des hohen Wassers nicht mahlen konnten: so hörten die Bäcker gleich auf zu backen, unter dem Vorwand, es fehlte ihnen an Mehl. Dadurch entstand denn der Brodmangel, und erregte Murren und Losdringen auf die Bäcker. Geschreckt, gaben diese dann zu verstehen, daß sie Brod schaffen würden, wenn man ihnen nur erlaubte, es so theuer auszugeben, als sie es für nöthig hielten.

Man sah durch die Finger, weil man mußte, und ein Brödchen, das einige Tage vorher sechs Pfennige kostete, mußte man jezt mit zwey Groschen bezahlen. Indessen aber war dem Uebel noch nicht abgeholfen: denn nur sehr früh war etwas Brod zu haben, aber um acht Uhr oder später gar nicht mehr. Aufgebracht darüber, liefen endlich Studenten, Bürger und Soldaten aufs Rathhaus und foderten mit Ungestümm — Brod. Der Polizeymeister Herr von Langgreis, gerieth sehr in Zorn, daß die Leute so unverschämt wären, die Ruhe der Polizeykommission zu stören, trat sogar vors Rathhaus, und rief laut auf:

Seyd Ihr denn gar nicht bey Sinnen, Ihr Leute? Sind wir denn Müller oder Bäcker? Wir sind Polizeyherren, und scheeren uns viel darum, ob Ihr Brod habt, oder nicht! Warum versehet Ihr Euch nicht mit Korn oder Mehl, wie wir, und das zur rechten Zeit? Geht in mein Haus: da findet Ihr alles das vollauf. Ich habe noch bis zum nächsten Herbst. Aber, damit Ihr es wisset: künftig wird man befehlen, daß sich jeder bey zehn Thaler Strafe allemal auf ein halbes Jahr mit Lebensmitteln versehen soll. Habt Ihr's gehört?

Ein Schuster: Aber Herr Polizeymeister, das heiß' ich dumm geredet! Wer giebt uns denn das Geld, um die Lebensmittel zur rechten Zeit und zur Genüge einzukaufen? Freilich, wer so eine Besoldung hat, wie Sie, wer so für seinen Müßiggang belohnt wird, wie der Herren hier viele, der kann das allerdings: aber der Professionist, der Tagelöhner, wie jeder, der von seiner Hände Arbeit leben muß, der von der Hand in den Mund schaft, kann das nicht. Haben Sie mich verstanden?

Der Polizeymeister: Er räsonnirt ja, Meister! Weiß Er denn nicht, daß Niemand räsonniren soll? Häscher, steckt ihn ein!

Die Häscher traten heran, den Schuster einzustecken, allein die Bürger schlugen sie zurück, und fingen an zu spektakeln. Der Lärm ward allgemein, und würde böse Folgen gehabt haben, wenn nicht ein einsichtiger, rechtschaffener Mann die Lärmenden versichert hätte, daß er in vier und zwanzig Stunden Rath und Hülfe schaffen würde. Dieser Mann both die benachbarten Dörfer und Städte auf, Brod und Mehl nach Schilda zu schaffen, und in kurzer Zeit hatte man beydes in Ueberfluß.

Flugs nun regten sich die Bäcker und beschwerten sich, daß man ihnen ihren Verdienst dadurch raubte. Eben die, welche Tags vorher weder Korn noch Mehl haben wollten, hatten jezt genug, und füllten ihre Laden mit Brod. Der Polizeymeister, um die Bäcker zu befriedigen, verboth dann gar den Verkauf des aus Mitleid hereingebrachten fremden Mehls und Brodes. Aber die Soldaten, die bey dem damaligen Monopel der Bäcker vorzüglich zu kurz reichten, wendeten sich an ihren General, und dieser ließ den Herrn Polizeymeister wissen, daß wenn er den Verkauf der eingebrachten Lebensmittel nicht gestatten würde, er sich nach Sol-

chis wenden, und dort Vorstellung wegen der herrlichen Polizey zu Schilda machen wollte. Der Winter, ließ er weiter sagen, wäre doch einmal anhaltend strenge und lang genug gewesen, um vorauszusehen, daß beym Aufthauen des Eises und des ungewöhnlich häufig gefallenen Schnees das Wasser ausserordentlich austreten und die Mühlen auf eine Zeitlang unbrauchbar machen würde: statt des ewigen Ballbesitzchens und Herumlaufens nach der Schützerey und dergleichen hätten also die Polizey-Herren gehörig fürs Mahlen zur rechten Zeit sorgen sollen, damit sie in Zeit der Noth, wenn Bürger und Soldat nach Brod schrieen, nicht wie die Maulaffen und dumme Jungen da stehen müßten, die nur poltern könnten und nicht Rath zu schaffen wüßten, u. s. w. —

Da denn gab der Polizeymeister nach und gerieth in Furcht und Angst. Ueberhaupt sollen die Herren von der Polizey zu Schilda sich vor Untersuchung weit ärger gefürchtet haben, als die von der Justiz. Ihre Bocksstreiche sollen auch gar zu helle in die Augen gesprungen seyn.

Bey eben dieser Ueberschwemmung ging auch ein Dorf ohnweit Schilda beynahe ganz zu Grunde. Die Häuser darin waren meist alle aus lauter Lehm gebaut, die darum der Gewalt des Wassers nicht widerstehen konnten und einstürzten. Die Oberhäuser — Oberhausen hieß das Dorf — wollten zwar schon vor vielen Jahren ihre Häuser aus Steinen bauen, sobald sie nur die Bruchsteine dazu mit eignen Kähnen hätten holen dürfen. Die Regierung zu Colchis hatte zwar nichts dawider; aber das Oberamt zu Steindorf protestirte wegen des Verlustes an Fährgeld, und das Ende von dem Proceß darüber war, daß das Dörfchen Oberhausen, am Ufer des Flußes, bey dessen fürchterlicher Entuferung fast ganz zu Grunde ging.

Die Güte der Polizey zu Schilda zeigte sich vorzüglich des Winters bey anhaltendem starken Froste. Das aus den Röhrtrögen, Wasserständern und Goßsteinen hervorfließende Wasser erfror dann und erhöhte die Wasserrinnen an den Straßen nach und nach, troz des Anhackens, oft eine Elle hoch, und an einigen Stellen noch höher. Dadurch bildeten sich die Wasserrinnen zu abschüssigen glatten Hügeln, worüber Men-

schen, Vieh und Wagen nicht ohne Gefahr sich stehlen konnten. Man hackte sie zwar inwendig aus, aber da man das Ausgehackte auf die Straßen werfen ließ: so machte man auch diese unwegsam und gefährlich, zumal, wenn hernach Schnee das Ausgehackte unbemerkbar machte.

Zwar hatte der Magistrat Pferde, die wenigstens an den Queerrinnen der Hauptstraßen das Eis hätten fortschaffen können; allein man wollte sie, als Parade-Pferde des Polizeymeisters, nicht abnutzen. Ob Menschen und Vieh dabey Schaden nahmen, und Lastwagen umkippten und zerbrachen, das kümmerte die Polizey wenig. Außerdem gab es zu Schilda Pferdeverleiher und Einzelne, die Wagen und Pferde hielten, eine ansehnliche Menge; und alle diese würden schon, wegen ihres eignen Vortheils, die Straßen gern haben ebnen helfen durch Wegfahren des Eises, sobald die Polizey-Herren sie darum nur ersucht hätten; aber man fuhr Schlitten auf die Dörfer und besuchte die Bälle, und ließ Eis Eis seyn.

Ueberhaupt, wie der liebe Gott der Schutzpatron aller Narren ist, so mußte er auch der

General-Polizeymeister der Polizey-Herren zu Schilda seyn. Es war nichts seltenes, nach starken Wintern, in engen Queergassen, noch um Pfingsten, ganze Strecken von Eisschollen liegen zu sehen, die auch richtig liegen blieben, bis die liebe Gottes-Sonne die Sommerwärme herbeyführte, und sie dann nach und nach verschwinden machte. Der Stadtphysikus, ein einsichtiger, braver Mann, mochte noch so sehr es bemerken, daß dieser Umstand durch die kältere Luft und Nässe, in diesen Gassen, Katharren und Fieber den Einwohnern zuziehe, die, erhizt, dadurch gingen: das rührte die Herren nicht im mindesten!

Einst freilich hatten sie den Einfall, daß jeder Bauer, der Korn oder Holz zur Stadt brachte, seinen Wagen beym Zurückfahren, mit Eis beladen und zum Thor heraus schaffen mußte. Dieß geschah nur einige Marktage, und auf einmal fehlte es an Zufuhr, und es entstand Mangel an Korn und Holz in dem hochweisen Schilda. Nun war guter Rath theuer, und man mußte schon seine hohe Weisheit selbst an Pranger stellen, und bekannt machen lassen, daß die Landleute nur wieder kommen mögten, indem man sie nicht weiter zwingen würde, beym Zuhausefahren das Stadt-Eis mit fortzuschaffen.

Der liebe Gott hatte, als General=Polizey=meister, auch die Ehre, die Stadt von Schlamm, Staub, Koth und bösen Dünsten des Sommers durch Gewitterregen und Winde zu reinigen. That er das nicht: so war die Polizey zu Schilda zu gottesfürchtig, ihm ins Amt zu greifen, und ließ in den Vorstädten, deren sumpfige Straßen vom Abguß der Stärkereyen weit und breit herumstanken, die Einwohner am Faulfieber in Gottes Namen epidemisch dahinsterben: aber die Straßen blieben nach wie vor sumpfige Mordlöcher, und mit dem Ansammeln und Gähren des Stärke=Abgusses, blieb es eben so beym Alten, beynahe wie zu Halle in der Vorstadt Glaucha.

Mit dem Holze hatte man zu Schilda oft auch seine wahre Plage. Die fürstlichen Holz=Besorger erhielten als Besoldung gewisse Procente von den Klaftern. Je luftiger sie also Klaftern ließen, desto einträglicher ward ihre Besoldung; und so war es sehr natürlich, daß sie die Kunst üben ließen, aus zehn richtigen Klaftern zwölf unrichtige herauszubringen. Dieß geschah auch mehr als zu gewissenhaft. Es war daher spaßhaft anzusehen, wenn lustige Brüder

sich das Vergnügen machten, ihre Hände durch die Luftlöcher der Klaftern einander zu zuhetzen. Aber nicht alle, die des Holzes bedurften, waren lustige Brüder von dieser Art. Ein Bäcker also, der freilich an seinen eignen Producten die Kunst mogte gelernt haben, das Intensive dem Extensiven vorzuziehen, fand seine Klafter ganz ausser dem Verhältniß der Extension zur Intension, und um sich und Andere davon öffentlich zu überzeugen, ließ er seine erhaltene Klafter, unter Begleitung von Zeugen, auf dem Rathshofe von den Stadt-Klaftermeistern umklaftern: und siehe da, es fehlte nicht mehr daran, als die Kleinigkeit von einem Viertel. Daß kein Scheit davon entkommen war, dieß wollten die Zeugen eidlich bekräftigen. Was geschah nun weiter? — Je nun, was auch heutzutage geschieht: Man nannte den Bäcker einen unruhigen Kopf, und verwies ihn zur Ruhe! —

Zu dieser durchlauchtigen Holzplage kam noch eine andere, nämlich die, daß zuweilen ganz und gar kein Holz zu haben war, wenn gleich der halbe Holzplatz noch voll stand. Dieß lag am Holz-Faktor, der seine Leute hatte, die

vorgingen, die reich waren und vornehm, die folglich, wenn gutes Holz zu haben war, für Vorrath auf drey Jahre sorgen konnten. Die Armen und Aermen konnten dann warten, wenn gleich ihr Geld eben den Stempel trug, den das Geld der Reichen trug, und mußten, um nicht zu erfrieren, ihr Holz von den Höckern kaufen, und dieß um ein Drittel theurer.

Die Polizey der Schildaer Universität war nicht besser als die der Stadt. Zu Schilda konnte ja alles nur Schildaisch seyn! Schildaisch war es aber gewiß, daß der Prorector und der Director der Universität, zusammen, nur Eine Stimme hatten; der Syndikus und der Sekretär aber, den man wohl auch den zweyten Syndikus nannte, jeder eine. Beym Votiren, im Ausschuß, standen also untergeordnete Offizianten über ihre gebietenden Häupter: und so war der Syndikus und der Sekretär eben die, welche in Rechtssachen das Skepter führten. — Doch, wozu ein weiteres! Man sieht ja ohnehin, daß die Studenten zu Schilda — zulezt selbst ganz Schildaisch werden mußten; und wer daran noch zweifelt, der hat das Universitäten-Wesen nie selbst anderwärts mit ange-

sehn. Es heißt auch hier: „In solchen Wässern fängt man solche Fische!"

Zehntes Kapitel.

Sekretär Schneller wird Kanzler.

Im Fürstenthum Colchis war die eheliche Treue eben so selten, als in andern Ländern; aber zu Colchis hatte man sehr scharfe Gesetze dagegen, und nicht nur die Ehescheidung, sondern auch die Herausgabe des Eingebrachten und eine jährliche Pension war die Strafe des Ehebrechers, wenn die Frau klagte und er Vermögen hatte.

Die Frau Kanzlerin, ermuntert durch das Beyspiel an einer Bilderhändlers- und einer Maurmeisters-Frau, nahm zum Advokaten wider ihren Mann den Professor Fünfkäs, und dieser machte ein Libell an das Consistorium zu Colchis, worin er aus L. L. ff., aus der C. C. C. und aus den Landgesetzen den Proceß gegen den Kanzler instruirte und deducirte. Das Consistorium wäre gewiß langsam zu Werke gegangen, und hätte noch den Weg der Versöh-

nung eingeschlagen, wenn Schneller nicht an den Consistorialrath Fläz folgenden Brief geschrieben hätte:

Hochwürdiger!

Der Kanzler von Ekolsbach hätte, wie Sie recht gut wissen, schon längst weggeschafft werden sollen, aber es war noch keine schickliche Gelegenheit dazu da. Er ist ein Erzesel, wie Sie das auch wissen; ja, er ist zur Schande des ganzen Landes ein General-Pecus aller pecorum Campi, und beschimpft die ganze Universität, worauf er schon mehr dumme Streiche gemacht hat, als Tage im Jahre sind, und wär's ein Schaltjahr. So ein Kauz von Kanzler ist auf einer Universität gerade so viel werth, als des Hanswursten hölzerner Säbel in einem Gefechte: also hätte er schon lange fortgeschafft werden sollen; und darum jezt vorzüglich. Neulich nämlich hat er gar Skandal gegeben, und hat sich von Studenten im Pufloch attrappiren lassen: Und so hätten wir nun Gelegenheit, ihn wegzubringen. Weil er aber sich um mich verdient gemacht und den Grund zu meinem Glück gelegt hat, so wünschte ich doch, daß man ihn an die Stelle des leztverstorbenen Oberforstmei-

sters von Hasenfuß einsetze. Dann hätte er so ein Amt nach seinem Gusto, und uns wäre auch geholfen. Sie und unsre Verbündeten können es ja leicht dahin bringen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie das auch hübsch thuen. Lassen sie aber den Scheideproceß des Kanzlers nur fein bald vor sich gehen: denn, unter uns gesagt, ich habe mir vorgenommen, Kanzler der Universität zu werden, und Sie in Colchis werden mir doch nicht entgegen seyn? Manus manum lavat; doch Sie wissen das schon.

Schilda.

Schneller.

N. S. Nothwendige Dinge kann man nicht oft genug einschärfen: Vergessen Sie also ja nicht, meine Verbündeten, dem Fürsten von Zeit zu Zeit, aber ja nicht übertrieben, Geister erscheinen zu lassen. Wenn er gar keine mehr sieht, so mögte er anfangen nachzudenken; und sieht er sie zu oft, so mögte er gar hinter den Betrug kommen. Die Geister müssen sich menagiren, wie die hübschen Mädchen. Havetote!

Der Proceß in caussa divortii, wie die Juristen sagen, wurde gegen den Kanzler mit allem Ernst betrieben, und er endlich, da er aus

Mangel der Gegenbeweise sich nicht verantworten konnte, kontumacirt, geschieden, und genöthiget, seiner Frau 12,000 Thaler heraus zu zahlen, und die Proceßkosten, 199 Thlr. 14 gl. 9½ pf. allein zu tragen.

Schneller stellte sich gegen den Kanzler, als wenn ihm dieser Unfall sehr zu Herzen ginge, und schien ihn recht aufrichtig zu bedauren.

Na, sagte der Kanzler, daß ich meine Frau los werde, ärgert mich eben nicht: sie war doch eine rechte Sankttippe, und hatte immer was an mir auszusetzen. Auch wollt' ich mich um das Geld wenig futtiren, das ich ihr geben muß. Aber daß ich hier so verachtet nun bin, das kreppirt mich, hohl's der Teufel! —

Schneller: Das glaub' ich, Ihr Excellenz: für Sie ist Schilda kein Ort.

Kanzler: Das merk' ich lange: die Kerls hier sind ja meist alle wie die Matrosen. Um die kümmere ich mich auch gar nicht, und ginge gleich auf meine Güter: aber daß ich einmal Ihr Excellenz gewesen bin, das Herr, das kreppirt!

Schneller: Eh, gnädiger Herr, wenn Sie denn nun den Oberforstmeisters-Dienst in Waldhausen kriegten?

Kanzler: Bey meiner hohen Ehre, wenn ich den erwischen könnte, dann hole sie alle der Teufel!

Schneller: Ich hoffe Ihnen dazu zu verhelfen: ich habe Connexionen.

Kanzler: Mor, Herr, schaffen Sie mir den Oberforstmeisters-Dienst, ich gebe Ihnen zweyhundert Louisd'ors, ziehe hin, und male einen dicken Klecks auf Frau, Geld, Kanzleramt, Excellenz und auf die ganze Universität zu Schilda.

Schneller sezte ein Memorial an den Fürsten von Colchis auf, welches der Kanzler abschreiben ließ, und hernach an den Consistorialrath Fläz zur fernern Bestellung hinschickte. Es währte auch nicht lange, so hatte der Kanzler den Dienst eines Oberforstmeisters zu Waldhausen. Er zog also von Schilda ab, war aber doch so klug, den Studenten auf Schnellers Rath vorher einen freyen Commers auf dem großen Keller zu geben. Nun war der Herr Kanzler wieder oben drauf, und

die dankbaren Herren beehrten ihn mit einem Vivat, und überreichten ihm ein Carmen auf einem seidnen, mit goldnen Tressen besezten Kissen. *)

Als der Kanzler fort war, so ließ der Prorektor, damals Herr D. Lipps, den Senat zusammenrufen, und sammelte die Stimmen, wie es in Zukunft mit der Administration der Universität sollte gehalten werden. Lipps hatte alles zwar vorher schon mit Schnellern verabredet, dem er im Grunde alle mögliche Verbindlichkeit schuldig war, und wußte also, was er zu thun hätte; aber pro forma mußte schön was geschehen.

Die meisten Herren waren der Meynung, daß man gar keinen Kanzler nöthig habe, und daß schon seit langer Zeit die Universität keinen gehabt hätte: Ekolsbach sey ein Büffel gewesen und habe durch seine Anstalten die gute Universität lächerlich gemacht, und so weiter.

---

*) Ständchen, Vivats, Gedichte u. dgl. sind keine Zeichen wahrer Hochachtung bey den Studenten. Als der Verfaßer 1777 zu Gießen studierte, bekam der Rektor, Hr. Höpfner, der das juristische Reitpferd über die Institutionen gemacht hat, ein Abendständchen, und zwey Tage darauf eine Katzenmusik und eine Fensterkanonade.

Und doch, fiel der Prorektor ein, hat Ekolsbach reelle Verdienste um unsre Universität. Er hat uns die Kräuterwiese angekauft, worauf die Eselinnen nun unentgeldlich grasen können, deren Milch der halben Universität doch dient, die Gesundheit entweder zu erhalten, oder wieder herzustellen.

Freilich, wegen der scabies aesthetica, fiel Professor Dykius ein.

Ein malum necessarium, erwiederte der Prorektor, wie die scabies aesthetica auf einer Universität ist, verdient Nachsicht, und keinen hämischen Nebenhieb.

Ja ja, versezte Dykius, Sie könnten recht haben, Hr. Prorektor! Aber wenn ich mein Haus selbst in Brand stecke: so ist es auch ein malum necessarium, daß es brennt!

Sie haben vollkommen recht, Herr Collega, sagte ein andrer Professor: Der Kanzler war für uns ganz unnüz: alle seine Anstalten waren Windbeuteley! Was nüzt uns jezt die Maschine, die das Copernikanische Weltsystem zeigen sollte, und gar nicht geht, und doch über 2000 Thaler gekostet hat! —

Wohl, unterbrach der Prorektor: alles, was der Kanzler anstellte, sey Windbeuteley: also wohl auch die Disputationsfabrik, und mehr dergleichen?

Der Prorektor sah sich hiebey bedenklich um, und fixirte insbesondere den Professor Pillendrechsler. Dann fragte er den Professor Krassizius, wie viel Er Collegia lese?

Wegen Unpäßlichkeit lese ich gar keins, erwiederte dieser.

Schön, sagte der Prorektor, wegen Unpäßlichkeit: aber reiten, fahren, auf die Jagd gehen und spielen können Sie: Ist das Statutenmäßig?

Ja, fing auf einmal der alte Schnutenius an, was fragen Sie noch nach den Statuten, Ihre Magnificenz? Statuta academica, ubi estis? So weit ist es, leider, gekommen, daß man sogar bey Doktordiplomen fidem publicam violirt! Ich mag der schändlichen Dinge nicht mehrere anführen.

Die Professoren wurden die Reihe herum roth und blaß: denn beynahe alle waren sich gewisser Dinge bewußt, die, am hellen Lichte betrachtet, ihnen nicht zur Ehre gereicht wären.

Sie fragten also ganz gelassen: Was Seine Magnificenz denn für jetzo nothwendig fänden; und Seine Magnificenz erklärten ganz kurz: daß man am besten thun würde, die ganze Sache der Entscheidung Seiner Durchlaucht anheimzustellen.

Das fand allgemeinen Beyfall, und meine Leser errathen schon, daß Herr Schneller nach vierzehn Tagen Kanzler der Universität zu Schilda ward.

Eilftes Kapitel.

Worin etwas Juristisches vorkommt.

Der neue Kanzler machte gleich nach seiner Anstellung der geschiedenen Frau Kanzlerin seinen Hof, und erhielt jezt ihr Wort von neuem, daß er zu ihrem öffentlichen Besitz gelangen sollte, jedoch mit der Bitte, daß er sich vorher noch erst mögte adeln lassen. Die Dame konnte zwar mit einem Bürgerlichen im Ehebruch für lieb nehmen; aber einen solchen als Mann zu haben, war ihr unerträglich. Schneller fügte sich, wie er sich überall fügte, und in sehr kur=

zer Zeit war er durch die Hülfe seiner Fürsprecher bey Hofe Herr von Schneller und Gemahl der gewesenen Frau von Ekolsbach.

Ehe er sich trauen ließ, schrieb er an seinen Vorfahr in thoro, den Oberforstmeister von Ekolsbach, meldete ihm seine Erhebung in den Adelstand und bath ihn um die Erlaubniß, sein Nachfolger überall werden zu dürfen, wie im Kanzleramte, so auch im Ehebette. Dem Oberforstmeister fiel das nicht auf, und er antwortete, wie folget:

Hochwohlgeborner u. s. w.

Es ist mir, Gott straf' mich, doch noch eine rechte Freude, daß die Kanallje von Weib, meine gewesene Frau, sich an keinen Bürgerlichen wegwerfen thut: denn thäte sie das, und thäte sie einen Bürgerlichen heirathen: auf Kaffaliers Parol, ich schösse sie krumm und lahm, oder mein Sultan sollte sie küranzen, daß sie von Himmel und Erde nichts mehr wissen sollte. Aber nun bin ich zufrieden: sie hat doch Poeng Donnöhr, nimmt doch einen Edelmann, und ich habe keine Schande von ihr. Ich hab auch mich wieder wollen vermählen, aber kein Fräulein finde ich so nach meinem Schnabel, und

deswegen hab' ich mir des Förster Schiels Tochter so zugelegt. Herr, das ist Ihnen ein Kernmensch! Zu Ihrer Hochzeit schicke ich Ihnen ein Dutzend Hasen, und achtzehn Rebhüner, gratulire auch zu allem Fale et vave! Gott befohlen!

Waldhausen. v. Ekolsbach,
hochfürstlicher Oberforstmeister

Herr von Scheller war kaum acht Tage Kanzler, so kam eine Klage vor, die ihm zu schaffen machte. Zwey Bordelwirthe zu Schilda waren von allen Bordelhaltern die vornehmsten, und eben deswegen haßten und verfolgten sie sich, wie sie nur wußten und konnten. Hatte einer von ihnen ein hübsches Mädchen, so suchte der andere es ihm abzujagen, und merkte der eine, daß ein Student oder Offizier oder Bürger zu dem andern schleichen oder gehen wollte: so paßte er auf, und führte sie, unter allerley Vorwand in sein eigen Haus. Nicht selten kam es unter diesen Niederträchtigen zu Schlägereyen, und wo der eine zu Bier oder zu Schnapps kam, mußte der andere weichen.

Eines Tages kamen zwey Herren vom Lande nach Schilda, welche sich einfallen ließen,

das Bordel des Hurenwriths Galgbein zu besuchen. Als lustige Brüder, schwärmten sie die ganze Nacht durch, und fanden die Wirthschaft so allerliebst, daß sie sich entschlossen, mit den Buhldirnen eine kleine Spazierfahrt nach Aliok, einem bekannten Vergnügungsort bey Schilda, anzustellen. Die Fahrt ging vor sich und die Mädchen freuten sich gar sehr, einmal als Damen in einem Wagen fahren zu können.

Abends kamen acht Studenten in das Haus des Spediteurs Galgbein und schrieen nach Aufwartung und Mädchen. Galgbein entschuldigte sich, und sagte den Herren, seine Mädchen wären zu Dorfe. Auf diese Nachricht verließen die Studenten den Ort des schmutzigen Vergnügens, um einen andern zu suchen, nämlich das Bordel des Hundführers, berühmten Makeros zu Schilda. Hundführer war Galgbeins ärgster Feind, und suchte ihn auf alle mögliche Art zu necken, wie denn der Brodneid nirgends ärger ist als unter Leuten, welche schädliche, oder doch wenig nützliche Gewerbe treiben.

Als er daher hörte, daß die Herren schon bey Galgbein gewesen waren, so sagte er: ja, es ist eine Schande, daß der Kerl zugiebt, daß seine Mädchen mit Bauern aufs Dorf spazieren fahren: denn heute ist das geschehen: sie sind nach Alliok gefahren, statt zu Hause zu bleiben und ihres Dienstes zu warten. Meine Mädchen sind nicht für Bauern: die mögen sich an ihre Mistfinken auf'm Dorfe halten. Mein Rath wäre, daß man ihnen unterwegs aufpaßte und sie rechtschaffen durchgerbte, die Bauern sowohl, als die Nickel von Menschern. Pfui der Schande: mit Bauern!

Die Studenten ließen sich diesen Rath nicht zweymal geben, und waren gleich bereit, Hand ans Werk zu legen. Sie zogen also fluchs aus und fanden den Wagen mit den Fremden und den feilen Creaturen, eine halbe Stunde vor der Stadt. Der Wagen wurde angehalten, und ein Student, welcher sich für einen Abgeordneten des Magistrats ausgab, erklärte, daß er Befehl habe, sie alle zu arretiren, und nach Schilda zu führen u. s. w.

Die Mädchen schrieen erbärmlich, und den Fremden, welche zu Hause Weiber hatten, ward

angst, es mögte ein öffentliches Skandal entstehen, und fingen an, gute Worte zu geben. Man ward endlich einig, in der nahen Schenke einzukehren, und auf Unkosten der Fremden sich lustig zu machen: sie wollten hernach in Schilda vorgeben, die Sache habe sich anders befunden, als man sie hinterbracht hätte, u. dgl. —

Nun wurde die ganze Nacht hindurch gefressen und gesoffeu: die Studenten, die beyden Fremden und die Mädchen kommersirten zusammen, und triebeu eine Wirthschaft, wie ehemals die Sodomiter sie wohl nicht ärger trieben. Die Fremden — es waren wohlhabende Pächter vom Lande — mußten die ganze Zeche, welche sich über dreißig Thaler belief, bezahlen und noch froh seyn, daß sie ohne Beschimpfung davon kamen. Früh fuhren die Studenten mit den Mädchen in die Stadt, und gerade zu Hundführers: sie hatten mit ihnen unterhandelt, daß sie forthin bey diesem bleiben, und blos für sie auf ihre Rechnung dort ihre Auflage halten sollten.

Galgbein, sobald er dieß erfuhr, ward gewaltig böse, daß ihm seine Garnituren genommen waren und klagte. Die Sache kam also

zum Prorektor Lipps, welcher sie aber ohne des Kanzlers Wissen nicht entscheiden wollte. Der Kanzler, der sonst auch in Hundführers Hause manche lustige Stunde vollbracht hatte, that diesem zu Gefallen den Ausspruch, daß Galgbein mit seiner Klage gänzlich abzuweisen sey: denn sagte er, in re illicita non datur regressus; und dann könnte Galgbein gar keinen Contract vorzeigen, und folglich wäre es den Mädchen unbenommen, zu dienen, wo und wem sie wollten.

Die Frau des Professors Fünfkäs war in ihrer Jugend Mätresse eines Ministers zu Colchis gewesen, und die des Professors Star hatte lange als Gesellschafterin bey einem alten Landedelmann zugebracht, der hernach die zwey Kinder legitimiren ließ, welche er mit ihr erzielt hatte. Beyde Damen waren große Feindinnen aller feilen Dirnen, und lagen ihren Männern so lange in den Ohren, daß die Bordelle abgeschaft werden sollten, bis diese endlich die Sache auf dem Senat anbrachten, und auf die Aufhebung der Bordelle drangen.

Unde tam tarde, sancte Bernarde, rief der Professor Schnutenius, aus vollem Halse

lachend. Merken denn die Herren erst heute, daß die Sitten hier bey uns durchaus korrumpirt sind, und daß die lupanaria, oder zu deutsch, die Hurenhäuser eine Schande sind für einen Ort, wo liberales artes und gute Wissenschaften sollen getrieben werden? Aber ich merke schon, daß die Herren wohl einen triftigern Grund haben müssen, die scandala publica zu removiren, als die bonos mores und die Decenz der Akademie.

Prorektor: Woher schließen Sie aber, Herr Professor Schnutenius, daß die Herren einen andern Grund, als die Beförderung guter Sitten, zum Beweggrund ihres Vorschlags haben müssen?

Schnutenius: Hoc dicere nihil attinet impraesentiarum! Ich bleibe in generalioribus, und sage, daß man die Schändlichkeiten und turpitudines hier autorisirt, indem man sie geflissentlich ignorirt, ihnen verba beylegt, quae turpitudinem rei tegant, und, was, prô dolor, das ärgste ist, — sie selbst mitmacht. Wird doch von einem der Herren Collegarum publice herumgetragen: er habe eine Hure aus dem Bordel genommen, und halte sie jezt für sich

auf seine eigne Faust! Von einem Andern schmunzelt man, daß er Tag aus Tag ein besoffen nach Hause komme, und schon einigemal vom Nachtwächter sey heimgebracht worden. Ein dritter Herr Collega soll, wie man laut es behechelt, alle Nächte durch spielen, dabey betrügen, und doch am Tage in seiner Moral beweisen, daß Lügen, Betrügen und Spielen grobe Verbrechen seyen! Ich könnte auch das noch rügen, daß das Collegium sanitatis zu Colchis die Regierung aufmerksam gemacht hat auf die Verbreitung der venerischen Maladie durch die abgehenden Schildaer Studenten: aber haec sufficiant!

Prorektor: Noch sehe ich nicht, wo hinaus Sie wollen, Herr Collega!

Schnutenius: Ist nichts leichter, als dieß! Will sagen, daß erst sich selbst die Herren reformiren müssen, um ein gutes Beyspiel zu geben: die turpitudines fallen dann von selbst weg, und die Bordelle lassen sich leer halten. Sind aber ja die Herren zu stark an die Kost gewöhnt, so machen Sie's doch wenigstens, ut olim Plato fecit.

Proрektor: Plato?

Schnutenius: Ja, Plato! Dieser reprehendirte fast täglich seinen Discipel Aristoteles Stagirita, wenn er einen lustigen oder auch mitunter einen dummen Streich ausgeführt hatte: er sagte stäts, das seyen πϱαγματα φιλοσοφια ȣδαμιος πϱεποντα, oder, so was schicke sich für einen Philosophen nicht. Da er aber gewohnt war, sich oft in ein Zimmer ganz verborgen einzuschließen, so bohrte Aristoteles ein Loch durch die Wand, und siehe da, der ernsthafte Discipel des Sokrates saß auf einem Grabbatus oder Canapee neben einer feilen Dirne, schäkerte und trank Chier Wein.

Aha, dachte Aristoteles, schon recht so! Noch den nämlichen Tag hunzte Plato seinen Discipel wegen eines Lumpenstreiches von neuem aus. Dieser nahm seinen Lehrer in aller Stille bey der Hand und führte ihn an das Loch in der Wand ohne ein Wort hinzuzusetzen. Liebes Kind, sagte Plato, ohne seine Continenz zu verlieren: alle Menschen sind Narren; der Unterschied ist, daß der Philosoph seine Narrheit heimlich, der gemeine Narr die seinige aber vor den Leuten treibt. Sapienti sat!

Lipps suchte das odiöse Thema, worauf Schnutenius verfallen war, zu verändern, und foderte, daß man berathschlagen mögte: ob die Bordelle abgeschafft werden sollten oder bleiben. Da aber des Disputirens über diesen Gegenstand kein Ende war, so trug der Prorektor Lipps dem Professor Rüdin, als dem Lehrer der Polizeywissenschaft, auf, ein Gutachten darüber einzugeben, und schloß für dießmal den Senat.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung.

Professor Rüdin reichte nach einigen Tagen eine weitläufige Deduktion ein, worin er bewies, daß man die Bordelle an Oertern, wo Universitäten wären, allerdings toleriren müsse. Ich will meine Leser mit Anführung seiner Gründe, vorzüglich in Rücksicht auf sein eignes Interesse, nicht aufhalten: sie finden sie alle in der zu Wien vor einiger Zeit erschienenen Schrift

über die Staatsbordelle, und in den Briefen des Grafen von Passerani. *)

Die Abhandlung fand bey den meisten Herren Beyfall, obgleich einige ernsthaft, andere nur zum Schein stark widersprachen. Aber, sagte der neue Kanzler von Schneller, wenn wir weiterhin die Bordelle autorisiren wollen: so müssen wir wenigstens für eine bessere Einrichtung derselben sorgen, um das Collegium Sanitatis nicht weiter zu befugen, daß es sich über die Verbreitung des venerischen Uebels, von hier aus, neuerdings beschweren könne.

Ja gewiß, fiel Schnutenius ein, ich habe mir sagen lassen, daß wegen dieser Krankheit ein gewisser Herr keine Collegia ließt, und ein andrer deswegen von der Kanzel bleibt.

Bitte, keine dergleichen Anmerkungen mehr zu machen, Herr Collega, sagte der Prorektor: das beleidigt!

*) Warum man die Briefe des Grafen Radicati von Passerani noch nicht deutsch hat, begreife ich nicht. Sie verdienten eher eine Uebersetzung, als so manches andere französische, englische und italiänische Zeug. Vielleicht liefere ich selbst bald eine Uebersetzung davon. Das Original führt den Titel: Lettere del Signor Alberto Radicati, Conte di Passerani. In Amsterdamo. 1742. 8.

Kann ja wohl das Maul halten, brummte Schnutenius, und schwieg, schnitt aber dafür desto ärger Gesichter.

Der hochansehnliche akademische Senat geruhete endlich, nach vielfachen Debatten, folgende Stücke, in Absicht der Bordele, festzusetzen:

Zum Ersten sollen alle Bordellwirthe, mit Einwilligung des Regiments, zunächst unter der Universität stehen; und damit diese keine Schande davon haben möge: so sollen sie nicht mehr Bordellwirthe, oder Puffkellerwirthe heissen, sondern Freyposthalter.

Zweytens sollen die Mädchen, welche gegenwärtig da sind, untersucht, und in Pflicht genommen werden. Dieses soll auch jedesmal geschehen, wenn eine neue hinzukommt.

Drittens soll wöchentlich zweymal Untersuchung gehalten werden, damit die garstige Krankheit nicht weiter um sich reiße. Die Sorge für diese Visitation soll dem Herrn Professor, D. Pillendrechsler aufgetragen werden. Eben diesem wird auch aufgegeben, die übrigen Einrichtungen zur Verbesserung der Freyposthaltereyen in Ordnung zu bringen.

Bravo! rief Schnutenius; aber ich dächte, wir sezten noch hinzu:

Viertens soll jeder Student sein Bett mitbringen, seine Wäsche von seiner Wirthin waschen lassen, seinen eignen Löffel und sein eigen Trinkgeschirr auch haben, und sich beyder bedienen, wenn sie in Gasthöfen oder auf den Billiards essen und trinken wollen. Vom Abendmahlgehen kann man sie ganz dispensiren wegen des gemeinsamen Kelchs. Dieses, denk' ich, ist reell; jenes meist, wie hier plura.

Auch diese Verfügung wurde allgemein genehmiget, und Schneller, der Kanzler, ließ vorläufig dem D. Pillendrechsler hundert Thaler für seine Bemühungen aus der Universitätskasse anweisen.

Pillendrechsler ließ einige Studenten, deren Dexterität ihm bekannt war, zu sich kommen, und bath sie, nachdem er ihnen den Vorgang wegen der neuen Bordell-Einrichtung mitgetheilt hatte, ihm hülfreiche Hand zu leisten, vorzüglich was die Visitationen beträfe. Die Studenten ließen sich den Vorschlag gefallen, indem sie hofften, daß allerhand Spaß dabey zu haben seyn würde.

Herr Pillendrechsler hielt die erste Visitation in Begleitung der Studenten, und machte allerwegen, wohin er kam, bekannt, daß ins künftige die Herren, die er da jezt bey sich hätte, kommen, und die Mädchen untersuchen würden; daß also sowohl sie, als die Freyposthalter hübsch gehorsam seyn sollten; widrigen Falls würde man Zwangsmittel zu finden wissen.

Das Ding ging vortrefflich: die Visitation wurde richtig gehalten, und behagte den Studenten der Medicin so außerordentlich, daß sie statt wöchentlich zweymal Untersuchung anzustellen, es alle Tage thaten. Sogar sattelten viele Theologen deswegen um, und studierten fortan Medicin. Freilich hatte mancher Herr Visitator nicht die nöthige Kenntnis, und würde also manche mit der allerhäßlichsten Krankheit angesteckte Nymphe als rein haben durchwischen lassen; aber da kam denn ein Anderer, der die Sache besser verstand, und entdeckte den Fehler. Dann wurde dem Freyposthalter sofort aufgetragen, das schadhafte Möbel zu entfernen; und that er es nicht, so kam er in Verschiß, das heißt, das Ehrengericht, welches noch

immer existirte, erklärte am schwarzen Brett, daß derjenige Student, welcher in die oder jene Freypostalterey schleichen würde, ein dummer Junge seyn sollte.

Durch diese Einrichtung nahmen zwar die venerischen Krankheiten unter den Studenten zu Schilda ab, aber das ungesittete Wesen nahm in dem Grade zu, in welchem die Furcht abnahm, sich in den sogenannten Freyposthaltereyen zu beschimpfen, oder angesteckt zu werden. Die meisten gingen zwar hin, blos ihren Jubel zu haben — wie sie sagten — und waren — wenigstens anfänglich — oft weit entfernt, sich mit einer Lustdirne näher abzugeben. Aber Oerter dieser Art kann ein junger Mensch niemals besuchen, ohne seine Sitten merklich zu verschlimmern, und ohne sein Gefühl für das Anständige zu schwächen, und es endlich gar zu unterdrücken, und zu vernichten.

Ich weiß zwar wohl, daß es Herren giebt unter den Gelehrten und sogar unter den Moralisten, welche es für unmöglich halten, daß ein junger saftvoller Mann ganz ohne Genuß der Freuden bleiben könne, die der intime Umgang mit dem Frauenzimmer zu gewähren pflegt. Aber das

ist mit der Erlaubniß dieser Herren nicht wahr. Ein junger Mann kann und muß sich züchtig halten, welches auch so schwer nicht ist, wenn er seine ordentliche Beschäftigung hat, und sich ein anständiges Vergnügen sonst machen kann. Freylich konnten das die Schildaer Studenten nicht: die lagen meist alle immer auf der faulen Bärenhaut, lasen schlüpfrige fade Romane, sahen elende Komödien, und besuchten zweydeutige Gesellschaften und Bälle. Ovidius hat recht, wenn er sagt:

Otia si tollas periere Cupidinis arcus. Beschäftigung und Liebe zur Arbeit sind die besten Mittel gegen die Ausschweifungen in der Liebe.

Wenn einige unsrer jungen Leser, in diesem Stück ruhig und ungeplagt von wollüstigen Reizen seyn wollen: so kann ihnen der Verfasser dieser Annalen ein unfehlbares Mittel angeben, das er selbst gebraucht und bewährt gefunden hat. Sie müssen sich nicht, wie die Schildaer Studenten, nach der leichten Waare lange umsehen, sich einander auf den Straßen oder an den Fenstern sie nicht zeigen, nicht einmal darüber Spaß machen, sondern sich nur vierzehn Tage, oder höchstens vier Wochen alles dessen und vorzüglich

des Umgangs mit den Dirnen enthalten, und dann auch bey keinem fidelen Gelage, bey keinem Trunk oder Tanz mit Geschöpfen solcher Art zusammen kommen: und der Verfasser versichert, daß sie hernach werden ruhig schlafen können, ohne daß sie nöthig hätten, sich zu überreden, es sey ihnen unmöglich, den Reizen der Wollust und den aufwallenden Begierden zu widerstehen. Haben sie einmal sich in ihrer Gewalt, so wird die Betrachtung des mannigfaltigen Elends, welches aus dem unflätigen, niedrigen Umgang mit Buhldirnen herkommt, und wovon beynahe kein einziger von allen denen, die sich an jenen Auswurf der Weiber hängen, frey bleibt, sie gewiß vor dem Rückfall bewahren.

An Oertern, wo Universitäten sind, sollte man schlechterdings kein Bordel dulden. Es zeigt allemal von einer groben Indolenz der Polizey, wenn sie stille sizt, indeß sogar die elendesten Wichte von Schriftstellern, wie z. B. das Menschenkind, welches im vorigen Jahre die Briefe über Halle (Gibeon 1798) schrieb, die Bordelle auf den Universitäten beschreiben, und sich darüber formalisiren. Vor ohngefähr

sechszehn Jahren wollte Hr. Professor Woltär, als Prorektor, das Unwesen zu Halle endigen, und machte dazu sehr thätige Anstalten. Aber seit jener Zeit ist, so viel der Verfasser weiß, wenig oder vielmehr nichts mehr zur Abschaffung dieser akademischen Pestilenz für Halle gethan worden. Man mögte nur wissen, warum nicht! —

Zwölftes Kapitel.

Kindereyen der Universitäter zu Schilda.

Unter den Studenten zu Schilda waren nur noch die wenigen Amicisten, welche den Namen rechter Studenten verdienten. Ihre Beschäftigung aber, ihr Fleiß und ihre Betriebsamkeit in ernsthaften und nützlichen Arbeiten machten, daß sie ihrer Ordensregeln gänzlich vergaßen, und sich nur noch als Freunde betrachteten, welche durch Liebe zu den Wissenschaften mit einander verbunden wären. Wie wenig sie auch ihre eigentlichen Ordensgesetze noch achteten, beweißt folgender Vorfall.

Ein Student, Namens Horst, kam eines Morgens zum Senior Nastorp. Höre Bruder, sagte er, weißt Du schon, daß gestern Abend Anker schlecht von Dir gesprochen hat?

Nastorp: Nein: ich mags aber auch nicht wissen.

Horst: Nicht wissen, Bruder? Du mußt es wissen: denn ein Kerl, wie Du, muß sich nicht futtiren lassen. Wisse also, er hat gesagt, Du wärst ein Pedant, ein Stubenhocker, ein Einfaltspinsel, und alle Deine Freunde wären wie Du. Willst Du so was auf Dir sitzen lassen?

Nastorp: Glaubst Du denn im Ernst, daß ein Mensch, wie Anker, mich beschimpfen kann? Wer ist Anker?

Horst: Anker ist ein schlechter Kerl, ein Taugenichts.

Nastorp: Nun, kann mich denn ein solcher Mensch beschimpfen?

Horst: Das wohl nicht: aber er muß Dir Satisfaktion geben. Verklage ihn wenigstens beym Ehrengericht!

Nastorp: Das werde ich bleiben laßen. Wer keine Ehre hat, kann mir keine geben. Hast Du Ankers Bruder gekannt?

Horst: Ja wohl: das war sonst ein Renommist, und jezt ist er Soldat zu Colchis, und kriegt alle Tage Prügel pro patria und das wegen seiner schlechten Streiche.

Nastorp: Dem jungen Anker geht es auch noch so: das versichre ich Dich. Aber, ein Wort im Ernste! Siehst Du wohl, daß ich oder meine Freunde, hier verachtet sind?

Horst: Nein; und wenn euch schon Manche anfeinden, weil ihr nicht mitmacht: so müssen doch Alle Respekt für euch haben.

Nastorp: Haben wir dann wohl Ursache, uns zu grämen, oder gar uns zu schlagen, oder zu klagen, wenn uns so ein Mensch zu beleidigen wähnt?

Horst! Hast wahrlich recht, Bruder! Ich will's auch machen wie ihr: nehmt mich nur unter euch auf.

Nastorp: Das wäre überflüßig: mache es, wie wir und Du bist unser Freund.

Auf diese Art stifteten die Amicisten manches Gute; aber die Akademie war zu sehr verhunzt, als daß gute Beyspiele viel hätten fruchten können. Wer die ärgsten Thorheiten und Possen anzugeben wußte, der war zu Schilda

Primus; und der Zuname, schnakischer Vogel, war die höchste Ehre, nach welcher der schildaische Student strebte.

Einem solchen schnakischen Vogel war es einst eingefallen, die Frauenzimmer zu Schilda an den Pranger zu stellen. Er gab einen Wisch, geschrieben, ins Publikum, welcher den Titel Karakteristik führte, und das elendeste Ding von der Welt war. Es bestand in einem Register von Namen und Ekelnamen, womit jedes Frauenzimmer von etwas Stand belegt war. Indessen hatte er sich doch gehütet, der Mosjeh, die Weiber und Töchter der angesehensten Herren vom akademischen Senat mit aufzuführen: und darum ließ dieser den Spaß hingehen, ob man gleich wußte, wer die skandalöse Karakteristik gemacht hatte. Indeß in ganz Schilda lernte man jezt einsehen, daß es nie gut sey, die Studenten ohne Unterschied sich zu nahe rücken zu lassen.

So wie aber Herr Murx den Ausschuß des Schildaer Frauenzimmers herumgeholt hatte, so machte sich ein gewisser Schranz an die Bürgerlichen, und publicirte auch ein Ding, unter dem Titel: „Güldnes A. B. C. auf die

schildaischen Menscher." — Dieses war das non plus ultra aller Impertinenz, und eine rechte arge Quintessenz aller Zoten und des niedrigsten Pöbel-Geschmacks. Gemeine Buben von Studenten und Handwerksburschen lernten das A. B. C. auswendig und grölten es bey jeder Gelegenheit. Die Bürger, deren Weiber und Töchter dadurch beleidiget waren, klagten zwar, erhielten aber, da die meisten Professoren sich selbst daran ergözten, keine Genugthuung; und es hieß nur: das sey eine Schnurre, die man jungen Leuten zu Gute halten müßte; der Urheber sey ohnehin nicht aufzufinden. *)

Da man einmal am Pasquilliren Geschmack gefunden hatte; so dehnte man diese Unart sogar auf die Maskenschlittenfahrten aus. Man muß nämlich wissen, daß diese zu Schilda

*) Ich würde einige Strophen dieses Kernliedes mittheilen, aber ich fürchte den Recensenten in der jenaischen Literatur-Zeitung, welcher mir erst kürzlich den Vorwurf gemacht hat, daß ich die Zotologie liebte, und dieses aus einer Stelle meiner Lebensgeschichte folgert, die aber vielmehr zeiget, daß ich — cum grano salis — ein Freund von einem guten Glas Wein bin, wenn ich es haben kann: und dieses, denk' ich, wird doch der Herr Recensist für keine Sünde halten, nach dem alten Sprichwort:

Wer nicht liebt Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.,

erlaubt waren, und allemal dem Pöbel, vornehmen und niedrigen, ein rechtes Fest gaben, wenn gleich auf Kosten der Industrie, die durch die Auftritte daselbst, oft Tage- ja Wochenlang still stand. Die Studenten kleideten und vermummten sich bey diesen Gelegenheiten auf die seltsamste Weise, nahmen die Stellungen und Gebärden gewisser sehr kenntlicher Personen an, und machten sich also selbst zu wahren Pasquillen. Sogar von den Professoren und vom Stadtmagistrat mischten sich einige unter die Maskenfahrer, und freuten sich unendlich, diesen oder jenen ihrer Collegen mit seinen Lächerlichkeiten vorstellen zu können. Daß keiner klagen, oder Genugthuung erhalten konnte, versteht sich ohne mein Erinnern.

War aber — gleich dem großen Haufen nach — das Studiren und die Lebensart der Studenten zu Schilda abgeschmackt und im höchsten Grade läppisch: so erhielten doch die Herren bey ihrem Abzuge meist allemal ein vortreffliches Testimonium, und wurden hernach zu Aemtern befördert, wozu sie sich gerade schickten, wie Paul, der Dritte, zum Schiedsrichter der Welthändel, oder zum Großmeister der Rit-

ter von Maltha. Die Landesregierungen, Consistorien, und medicinischen Collegia verstanden sich alle recht gut mit den Professoren zu Schilda; und wer von daher ein Testimonium mitbrachte, nebst einem wohlgespickten Beutel, war eines Amtes bald sicher.

Einst sezte sich ein junger Regierungsrath zu Colchis gegen die Anstellung eines gewissen Menschenkindes: das auch die ersten Grundsäsätze der Rechte nicht inne hatte: es sey eine Schande, meynte er, so ein Subjekt in die Regierung aufzunehmen. Aber der Präsident belehrte ihn eines bessern. Was meynen Sie denn, sagte er, wer am biegsamsten seyn wird, ein Mann von Einsichten, oder ein dummer Esel? Der Mann von Einsichten wird uns den Teufel thun, und zu allem ja sagen, was wir vornehmen; aber der dumme Esel muß schon nach unsrer Pfeife tanzen, er mag wollen oder nicht. Der junge Regierungsrath sah das ein, und gab dem Präsidenten Recht.

Bey den Consistorien hatte man sich es gar zum Gesetz gemacht, niemand zu befördern, als Dummköpfe: denn man hatte den Grundsatz, daß das Volk in der Unwissenheit müßte erhal-

ten werden; und zu diesem Zweck schickte sich — wie die Herren das selbst bewiesen — nichts besser, als dumme Schul- und Volkslehrer, die blos ihr Gedächtniß mit einigen dogmatischen Hirnlosigkeiten, und einigen ascetisch- rosenkreuzerischen Floskeln angefüllt, ihren Verstand aber unbearbeitet gelassen hatten. Bey Kirchenvisitationen wurde auch jedesmal die Bibliothek des Herrn Pastors durchgesehen, und wenn er die Bücher der Herren Seiler, Baumgarten-Crusius, Brumbey, Müllers aus Ostfriesland und anderer Herren dieses Gelichters nicht hatte: so wurde ihm bey Strafe aufgegeben, dieselben anzuschaffen und sich fleißig darin umzusehen.

Um sogar, wie die Katholiken, alles fein hübsch im Einklang zu haben, und wenns der grellste Unsinn seyn sollte: so hatte man zu Colchis ein examen Candidatorum SS. Theologiae in Fragen und Antworten abgefaßt; und wer das nicht pünktlich wußte herzusagen, wurde zurückgewiesen. Da aber dieß examen auch der mittelmäßige Kopf in sehr kurzer Zeit auswendig lernen konnte, und da für den Kopf von Fähigkeit keine Nahrung darin zu finden war, wie

selten in dem ganzen theologischen Kram nach altem Zuschnitt: so dankte dieser fürs Studium der Theologie; und jener hatte, aus Mangel an fesselnder Beschäftigung, Zeit vollauf übrig, zu treiben, was ihm beliebte. Und eben dieß machte, daß unter allen Studenten zu Schilda die Theologen gerade in jeder Rücksicht die ärgsten waren. — Daß nachher, wenn solche Buben Lehrer in Schulen und Kirchen wurden, die Wissenschaften, die guten Sitten und die Religion in Verfall gerathen und deren öffentliche Diener in Verachtung und Gespötte fallen mußten, sieht wohl jeder, wenn auch nicht ein Beförderer und Freund der Finsterniß, oder ein Wöllner und Hermes. Und doch fragte man damals oft öffentlich: woher der genannte Verfall wohl kommen mögte? und — sah den Wald vor lauter Bäumen nicht!

Dreyzehntes Kapitel.

Die Stützen des Staats.

Ein Politiker zu Schilda, der auch zugleich ein Philosoph seyn wollte, hatte eine Abhandlung über den Adel geschrieben, und darin, so nach Art schildaischer Philosophen und Politiker, zu beweisen gesucht, daß der Adel die vornehmste Stütze des Staats sey, ohne welche dieser ganz zuverläßig zu Grunde gehen müßte. Der Vorleser hatte das Buch dem Fürsten, dem es dedicirt war, herlesen müssen, und es hatte Hochdemselben gar fürstlich gefallen. Als daher der Präsident früh zu ihm kam, fragte er ihn, ob er die vortreffliche Schrift des Philosophen von Schilda, betitelt: unumstößlicher, nach mathematischer Lehrart vorgetragner Beweis, daß der Adel die vornehmste Stütze des Staats ist, gelesen habe?

Wie sollte ich diese vortreffliche Schrift nicht gelesen haben, gnädigster Herr, antwortete der Präsident.

Fürst: Wenn aber dem so ist, so kann ja ein Landesherr nicht besser für sein Land sorgen, als wenn er diese Staatsstützen, die Edelleute, vermehrt, so viel er kann.

Präsident: Allerdings, Ihre Durchlaucht; aber doch muß man auch dabey auf Verdienste sehen.

Fürst: Und welches sind die Verdienste, die einen zum Edelmann qualificiren?

Präs.: Diese sind vorzüglich hohe Aemter, große Reichthümer und vornehme Verwandtschaften.

Fürst: Das läßt sich hören! Also gebe ich Ihnen den Auftrag, mir Leute von solchen Verdiensten vorzuschlagen, um sie zu Edelleuten zu machen, und durch sie meinen Staat zu befestigen.

Der Präsident war über den Vorschlag des Fürsten ganz außer sich vor Freuden: denn da er sehr geizig war, so fand er hier eine wahre Goldgrube; und außerdem hoffte er sich noch manche Freunde und Gönner zu machen. Er wußte nämlich recht gut, daß die Thorheit, gern adelich zu seyn, gar viele Menschen plagt, zumal solche, die weder Selbstgröße, noch Selbst-

verdienst besitzen; und daß sogar manche Philosophen davon nicht frey sind, welche wenigstens gern die Onkels von adlichen Herren werden mögten. Das wußte der Präsident, und hoffte sein Schäfchen also recht gut zu scheeren.

Vor allen Dingen wurden alle Vorsitzer der hohen Dikasterien, alle Direktoren der großen Städte, und alle hohen Accisbediente geadelt, und zwar gratis, als fürstliche Oberbeamten. Es hieß zwar gratis, doch mußte dem Herrn Präsidenten, als Ausfertiger der Adelsbriefe, allemal ein reichliches Geschenk gemacht werden.

Als dieß geschehen war, ließ der Fürst, oder vielmehr der Präsident im Namen des Fürsten ein Patent ausgehen, daß Gewisse seiner lieben Getreuen das Recht, den Adel zu erwerben, haben sollten, nämlich alle die, welche wenigstens 1200 Thaler an jährlichen Einkünften hätten, alle Postmeister, Kaufleute en gros, Oberamtspächter, Kohlen- und Salzinspektoren, und noch einige andere, die uns entfallen sind. Diese Erwerbung des Adels ging aber nicht gratis hin, sondern es mußte jedesmal die geringe Summe von 150 Thalern so vielmal erlegt werden, als der Adels-Candidat Abkömmlinge hatte; denn

wenn aus dieser Classe der Vater geadelt wurde, so mußte der Sohn und die Tochter auch noch besonders geadelt werden, oder bürgerlich bleiben. Welche der Fürst aber gratis nobilitirte, deren Descendenten wurden auch gratis nobel.

Das fürstliche Patent machte den Einwohnern im Fürstenthum Colchis die Köpfe gewaltig schwindeln, und der Schwindel nahm noch zu, als die Noblesse im ganzen Lande sich fabrikmäßig zu vermehren anfing. Wer nur so halb und halb die Bedingungen erfüllen konnte, ward adlich, und dieses war um so leichter, da der Herr Präsident sich eben nicht difficil zeigte, den Nobilitätskandidaten für vollwichtig und gültig anzusehen. Diesem Herrn war es um Geld zu thun, und den Andern — um Titel: und so konnten sie sich einander gut aushelfen.

Ueber diese Nobilitirungen war niemand froher, als die colchischen Offiziere, welche durch Verbindungen mit Bürger- und Bauermädchen ihren zerrütteten Finanzen gern längst hätten aufhelfen mögen, wenn der leidige Adelsstolz sie nur nicht genöthiget hätte, wegen der unadelichen Sippschaft der Mädchen davon abzustehen. Ein Major von der fürstlichen Garde zu

Colchis befand sich in diesem Fall vorzüglich. Um aus der traurigen Lage, sich von beschnittenen und unbeschnittenen Juden ohne Aufhören mahnen zu lassen, herauszukommen, fand er weiter kein Mittel, als die Tochter eines steinreichen Bauers. Gut einander waren sich beyde lange schon, und Geld hatte das Mädchen vollauf, um eine gnädige Frau werden zu können; aber keine Ahnen, wenn gleich recht gesundes, biederes Blut. Beyden also konnte nichts willkommner seyn, als die eröffnete Adelsfabrik. Der Vater unterwarf sich ihr; das Mädchen ward Frau Majorin, und der Major, selbst nach Tilgung seiner ungeheuren Schulden, Besitzer von mehr als zweymalhunderttausend Thalern. Seinem Beyspiele folgten unter eben den Umständen sogar Generale.

Die Kaufleute, welche ehemals Bankrutt gespielt hatten, und zwar mit einem Vorbehalt von so viel Vermögen, daß sie recht artig davon leben konnten, waren vorzüglich begierig, sich adeln zu lassen, und dieß, um sich unter die höhern Stände mischen und ihre Schande, im schimmernden Glanze, desto besser verbergen zu können. Denn es gab doch noch einige Men=

schen im Fürstenthum Colchis, welche so grobe Begriffe hatten, daß sie einen bankrutten Kaufmann von solcher Art und einen Schurken für synonym hielten. Da aber die alten Edelleute im Fürstenthum meist alle bankrutt waren, und die neuen sich mit Gewalt dazu qualificirten: so durften die Bankrutirer nicht befürchten, vom Adel gehaßt oder verachtet zu werden, nach dem alten Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern.

Der Verfasser will hier eine Anekdote erzählen, die er zwar schon in seiner Lebensgeschichte erzählt hat, die aber auch hier nicht unrecht zu stehen scheint, weil sie wirklich ächt schildaisch ist, und zugleich darthut, daß Schilda auch oft außer Schilda ist.

Als der unglückliche Herzog von Baiern, unter dem Namen Carls VII, als Kaiser, zu Frankfurt am Mayn sich aufhielt, weil die Oestreicher ihm seine Länder genommen hatten, so fehlte es ihm sehr oft an Geld, und er mußte zusehen, wie er seinem Mangel steuerte. Ein Jude zu Frankfurt, Namens Löw Isaak, gab ihm zu verstehen, daß er aus dem Verkaufe von Adelsbriefen ein artiges Sümmchen ziehen könn-

te, und bot sich sofort an, diese Briefe vertreiben zu wollen. Carl ließ sich den Vorschlag gefallen: und von da an wurde die Kanzley mit Ausfertigung der Adelsdiplome gleich beschäftiget. Zum Einschreiben des Namens blieb eine Zeile leer darin. Der Jude kundschaftete hierauf ungesäumt alle die aus, welche gern für wenig Geld den Adel erwerben mögten, und verschacherte die Nobilitäten weit und breit, ohne daß selbst der Kaiser den kannte, welchen er zum Edelmann gemacht hatte. Er kümmerte sich auch wenig darum, und war schon zufrieden, wenn Löw Isaac nur brav Geld dafür einbrachte.

Diesen Handel mit dem Reichsadel kann man dem sonst sehr rechtschaffnen Kaiser wohl nicht verdenken: er war in der Noth, und Deutschland zu interessirt, als daß es sein Oberhaupt hätte ernähren mögen. Aber die elenden Wichte, welche sich damals durch einen Juden, auf die erwähnte Art, adeln ließen, verdienen doch wohl alle Verachtung. Auf diese, wie auf mehr Andere, läßt sich das Sinngedicht anwenden, welches Hr. Bispink einem Menschenkinde von

ähnlicher Art, neulich in dessen Stammbuch schrieb, nämlich:

Adlich macht wohl Fürstengunst
Selbst Buben, längst des Stranges werth;
Doch Edel=seyn ist eine Kunst,
Durch die der Mann sich selber ehrt.

An Orten auch, wo ächter alter Stiftsadel ist, wie in Würzburg, Bamberg, Münster, Hildesheim, Salzburg und anderwärts, wird niemand weniger geachtet, als ein eingeschobener Edelmann von der erkauften Art.

Dem neufabricirten Adel im Fürstenthum Colchis ging es nicht besser, und ihm, wie dem gebohrnen, auf gleiche Art Ansehen und Vortheil zu verschaffen, machte der Fürst das Gesetz: daß der Adel ohne Unterschied, in allen Stücken dem Bürgerlichen vorgehen sollte. Wer endlich sogar einen Injurienproceß hatte, wurde, wenn sein Gegner der Injuriirte, ein Edelmann war, sehr hart bestraft; war aber der Injuriant von Adel, so wurde beynahe gar keine Rücksicht darauf genommen. Ein Edelmann hatte nicht nöthig, vor Gericht einen Eid zu leisten: denn seine bloße Cavalliersparole galt mehr als der Eid des rechtschaffensten Man=

nes. Fand es sich, daß ein Edelmann und ein Bürgerlicher zugleich um ein Amt warben, so mußte der Edelmann vorgezogen werden, gesezt auch, er wäre vom Pinsel=Orden, und der andere ein äusserst geschickter Mann gewesen. Dies aber galt nur von Aemtern, die viel abwarfen: denn umgekehrt war es bey denen, selbst in der Armee, die zu ihrer gehörigen Führung Kopf und Anstrengung nöthig machten. Von dieser Art waren die Vorrechte und Privilegien des Adels im Fürstenthum Colchis, welche der Fürst zu ertheilen um so billiger fand, da man ihm überzeugt hatte, sein Thron ruhe auf dem Adel und dieser nur sey das Fundament seiner Größe — So denn dachte und handelte der Fürst Friedrich Carl von Colchis, und so sollen noch Andere denken und handeln, die doch von Rechtswegen um einen guten Grad klüger seyn sollten, als der Fürst zu Colchis.

Da aber außerdem alle Adlichen ohne Unterschied von den drückendsten Staatslasten befreyet wurden, die man dann, um in der Einnahme nicht zu kurz zu reichen, dem Bürger und Landmann zuschob, indem man ihnen neue

Abgaben aufdrang, oder die alten erhöhte: so war es unausbleiblich, daß dieß Colchische Adelswesen gar arge Folgen nach sich zog, sowohl bey dem Adel als dem Nichtadel.

Der Adel haßte und verachtete den Fürsten wegen des ihm angeflickten neuen Adels, und schrieb sich von da an, ohne alle Präposition, um dem leztern, der seinen ganzen Adel darin suchen mußte, zu zeigen, daß angeerbter alter Adel auch ohne ein von — von Adel sey.

Der neue Adel, dem der alte überall mit Geringschätzung auswich, und der als Mittelding zwischen Adel und Nichtadel nirgends gern gesehn war, mußte viel aufwenden, um durch Staatmachen zu imponiren, und brav offne Tafel geben, um wenigstens von Schmarotzern mit einem „Ihr Gnaden" regalirt zu werden. Dieß aber machte, daß diese vorwörtlichen Kindlein ihre heilsame Besinnung mit der Zeit in ihren schwindsüchtigen Beutel fanden, wenn gleich größtentheils zu spät. Viele von ihnen darbten am Ende, und dann war Verlust des Mitleids, nebst doppelter Verachtung, gewöhnlich ihr tägliches Brod, so sehr sie auch

auf den Hof fluchen und ihre eigene Blindheit bereuen mogten.

Der Bürger und der Landmann haßte am Ende alle: den Hof wegen seiner Partheylichkeit und Ungerechtigkeit, und den alten und neuen Adel wegen der neuen Lasten, die ihn, neben den alten, des Adels wegen, ganz zu Boden drückten. Es entstand also in ganz Colchis allgemeines Murren wider den Hof und dessen viele alten und neuen Stützen; und selbst diese, wie wir gesehen haben, murrten mit, wenn gleich die erwerbende Klasse am lautesten murrte. Da nun dieses Murren einen allgemein empfundenen Druck zum Grunde hatte: so entstand ganz natürlich auch allgemeiner Gegendruck, und es erzeugte sich eine öffentliche Meynung über den Regenten und dessen Regierung, die für die Zukunft nicht viel Gutes erwarten ließ.

Die colchischen Hofherren merkten diese öffentliche Stimmung mit Furcht und Zittern, und waren dennoch kurzsichtig genug zu wähnen, daß außer dem Militär, welches wegen des partheyischen Voravancirens der Adlichen nicht minder murrte, schon ein Schildaischer Gelehrter im Stande seyn würde, die Unzufriedenen

zurechte zu weisen, sobald sich nur einer finden mögte, der den Leuten die Lehre recht einschärfte: Es sey keine Obrigkeit, denn von Gott, und wer sich der Obrigkeit widersetze, widersetze sich auch Gott u. dgl. — Sie fanden diesen Gelehrten an dem Professor der Geschichte zu Schilda, Namens Geckhausenius; und dieser Ehrenmann, der für Geld alles schrieb, was und wie man wollte, sezte sich flugs hin und fabricirte und edirte ein „Magazin für die Gerechtsame des Thrones, des Adels und der Rittergüther in Colchis."

Der gute Mann, der sonst selbst dachte und sprach, wie die, gegen welche er schreiben mußte, schrieb ohngefähr, wie in den neuern Zeiten die Eudämonisten und andere Obscuranten, und machte durch die gegebnen vielen Blößen, die ganze Sache bey dem hellern Theil des Publikums, als den Directoren der öffentlichen Meynung, noch ärger. Es entstanden überwiegende Gegenschriften, deren Merkwürdigste den Titel hatte: Nullum imperium tutum, nisi justitia et benevolentia munitum, oder: Kein Reich steht feste, es sey denn, es zeige sich groß durch Gerechtigkeit und mild durch Güte. Der Verfas-

ser derselben nahm die Gerechtsame des Regenten in Schutz, aber auch die der Regierten, und gab von da aus so gemeinfaßliche Winke, daß der Hof, wie der Herr Geckhausenius, es mit Händen greifen konnten, daß allgemeine Unzufriedenheit über despotische Verfügungen und Abgaben, allgemein als übertrieben empfunden, sich wohl durch gerechte Milderung, aber nicht durch fuchsschwänzende Schriften heben lasse, und daß folglich die öffentliche Meynung, in solchen Fällen, nicht eher eine andere Richtung nehme oder nehmen könne, als bis der ungerechte Druck, wodurch sie entstanden ist, vorher selbst eine andere Richtung genommen habe.

Es ging allen Colchianern, eben wegen der imponirenden Schrift des Geckhausenius, beynahe wie einem Kranken, dem man seine Leiden dadurch nur noch fühlbarer machet, daß man ihm seine Krankheit ableugnen oder sie minder schmerzhaft ausgeben will, als er sie empfindet. So ein Kunstgriff empört noch obendrein. Dieß war auch der Fall im Fürstenthum Colchis, so daß die Hofherren, die aber den schwachen Fürsten von alle dem nichts merken ließen, sich endlich noch genöthigt sahen, des Geck=

hausenius Schrift zu verbieten, wie man in neuern Zeiten sich auch zu Wien genöthigt gesehn hat, sogar Stücke der Eudämonia und einen Revolutions-Almanach von Reichard, dem Schildaer zu Gotha, auch zu verbieten. Dieß beruhigte gleich etwas; und was vollends alles zulezt beruhigt habe, das wird man bald erfahren.

Bevor aber der Verfasser dieser Annalen das mittheilen kann, will er — aus bloßer Achtung — sich im Voraus noch gegen etwas verwahren, von dem er aufrichtig versichert, daß er es sehr ungern misdeutet sehen mögte. Es ist dieses:

Er selbst findet es sonderbar, daß eine priodische Schrift, die der Justizamtmann, Herr P. F. Rehmiz unter dem 21 Februar 1799, von Halle aus, angekündiget hat, beynahe eben den Titel führen soll, welchen die Schutzschrift des Schildaer Professors, Geckhausenius, führt. Sonderbar, sagt er, findet er dieß immer, war aber als Historiograph zu gewissenhaft, wegen eines kleinen Zufalls von Concurrenz, der Wahrheit vorbeyzugehen und den Titel des Schildaers umzuändern, um dadurch jeder Deuteley vorzubeugen, die der braven

Sache des Hallensers Abbruch thun könnte. Dieß war auch wohl leicht nicht einmal nöthig, wie es jeder sehen wird, der da bedenkt, welch ein wichtiger und ehrenvoller Unterschied — troz der Concurrenz des beynahe gleichlautenden Titels für das Werk von Beyden — dennoch dieses ist, daß der Herr Geckhausenius zu Schilda versicherte: der Herr Justizamtmann Nehmiz aber zu Halle, diesem weit und breit berühmten Sal-Athen!

Auch verhält es sich mit jenem Sonderbaren beynahe nicht anders, als wenn vorzeiten ein Hutten über den Adel schrieb, und über eben diesen Gegenstand in neuern Zeiten auch ein Herr Präsident von Kotzebue. Der Gegenstand für beyde war einer und derselbe: aber die Grundsätze, die Behandlungsart und die Tendenz wie verschieden! Also —: doch wollen wir dem Leser nicht vorgreifen.

Freilich findet man schon in der Ankündigung des Herrn Nehmiz so hin und wieder Einiges, das auch der Schildaer rabulistisch hätte benutzen können: aber wir wollen offenherzig bekennen, so unbekannt wir eben auch nicht sind mit Deutschland und dessen Verfassung, daß

dieß in einer Unbestimmtheit des Ausdrucks für die Ankündigung liegen mag, die der Herr Justizamtmann in der Ausführung dereinst historisch und logisch zu berichtigen wissen wird, ohne sich vor dem hellsehenden bürgerlichen Publikum ein Dementi zu geben, das ihn, troz aller Schlupfwinkel der Politik und Advokaterey, sogar bey dem vernünftigen und billigen Theil der höhern Staatskasten, von deren Mitgliedern wir selbst Viele kennen und verehren, wenn auch nicht zweydeutig oder partheyisch, doch unvollständig oder kriptisch zeigen und darum diesen Theil der Edeln dahin bestimmen mögte, ihm für die gehörige Führung der Gerechtsamen des Adels zuzurufen: Herr, qui nimium dicit, nil dicit.

Da wir dieß nicht erwarten und noch weniger wünschen; so wollen wir hier nur merken machen, daß der Grund zu unserer Aeußerung darin liegt, daß, laut der Ankündigung; — „die „Stimme des größern Publikums sich „fast durchgängig gegen die privilegirten „Stände, besonders gegen den Adel und andere „Besitzer der Rittergüther erheben soll, — — „und daß, wenn man dem Entstehen und dem „Gange dieser offenbar partheyischen und un-

„billigen öffentlichen Meynung nachspühre, man „leicht finde, daß sie durch die französische Re„volution herbey geführt worden sey.“ —

Daß der Herausgeber dieser Annalen dem Entstehen und dem Gange der französischen Revolution, selbst eine Zeitlang in Frankreich sehr aufmerksam nachgespührt habe, glaubt er, in den lezten Bänden seiner Lebensgeschichte gezeigt zu haben. Und gerade diese Revolution, wie er überall fand und hörte, war das Resultat von der Ausübung der Gerechtsamen der privilegirten adlichen Kasten in Frankreich. Diese waren bey den Fortschritten der in- und extensiven Veredlung der Nation eben so weit zurückgeblieben, als sie sich an den usurpirten Vorrechten der ritterlichen Barbarey barbarisch festhielten, und stießen gerade dadurch der ganzen Nation so auffallend vor den Kopf, daß diese das Widerrechtliche davon nicht nur fühlte, sondern auch einsah.

Dieses Gefühl und diese Einsicht fixirte sich durch die immer anhaltende Barbarey der Herren so systematisch-energisch fest in allen Köpfen der Geneckten, daß die Fäuste im günstigen Zeitpunkt gleich dreinschlugen, als deren Füh-

rer in beyspielloser Geduld lange genug gemerkt hatten, daß die Herren nicht anders zur Vernunft und zur Menschlichkeit zu bringen waren. Da also jene Herren, als barbarische Egoisten, in der Veredlung ihrer Einsicht und Gefühle hinter der Nation weit zurückgeblieben waren: so trug es sich zu, wie Herr Eberhard bemerkt hat, daß, indem sie zu kurzsichtig und zu inhuman waren, Etwas aufzuopfern, sie am Ende Alles verloren.

Da nun gleiche Ursachen gleiche Wirkungen nach sich ziehen, wie man dieß lange vor der französischen Revolution zu allen Zeiten und in allen Ländern erfahren hat, und an dem Bund des armen Conrads, zur Zeit des Baurenkriegs, selbst in Deutschland: so mögte es dem Herrn Nehmiz eben nicht leicht werden, für die leztausgehobene Stelle seiner Ankündigung ein Histeron Proteron geradezu zu verneinen.

Dann will es äußerst schwer eingehen, den größern Theil des deutschen Publikums — mit der Ankündigung — für noch so kurzsichtig und ungerecht oder inhuman zu halten — selbst Einige aus dem Adel, nach Nehmizens

Aeußerung, nicht ausgenommen — daß man eine offenbar partheyische und unbillige öffentliche Meynung gegen die privilegirten Stände hätte auffassen und äussern sollen oder nur können. Dieses so öffentlich zu behaupten und dadurch den größern Theil des deutschen Publikums so peremptorisch anzuprangern: wahrlich, das ist etwas hart, und stimmt mit der sonst feinen Lebensart des Herrn Nehmiz so wenig überein, daß er, als Amtmann der Justiz, sobald er diese Beschuldigung nur noch einmal ernstlich überdenkt, sie wohl eines Schildaischen Geckhausenius würdig, Seiner selbst aber ganz unwürdig finden wird.

Auf diese Art ins Publikum schreyen, heißt ja entweder mit Knitteln unter die Vögel werfen und sie dann weder fangen noch braten können, oder seinem Gegner, wie Lessing sagt, erst die Krätze beybringen, um ihn hernach mit allem Anstand schaben zu können. — Doch, wir wollen hier abbrechen und lieber warten, bis die Ausführung der angekündigten Idee uns zeigen wird, ob auf eben die Art, auf welche Herr Nehmiz die Gerechtsame des Adels in Schutz nehmen will, man nicht auch im Stande seyn

möge, allen Protestanten den Zurücktritt zu dem Katholicismus, und dann allen auch jenen zum Judenthum Advokatenmäßig herauszuklauben und den Satz als grundfalsch darzustellen, nach welchem es heißt:

Tempora mutantur, quoque nos mutamur in illis.

Vierzehntes Kapitel.

Lezte Thaten des Fürsten Friedrich Carls.

Je älter und schwächer der Fürst von Colchis ward, desto verderblicher hing er von seinen Pfaffen, Ministern und Geistersehern ab. Diese aber machten nur eine Klicke aus, und kamen also niemals mit einander in Collision, und jeder erhielt allemal, was er begehrte. Wenn es ja dann und wann dem Fürsten einfiel, nach den Geschäften zu fragen, und sich um die Umstände seiner Unterthanen zu erkundigen, so ließ man einen Geist erscheinen; und der arme Fürst fand daran so fürchterlich viel zu klauben, daß

er alles Andere vergaß und die Herren machen ließ, was und wie sie wollten.

Um diese Zeit erschien eine fremde Dame zu Colchis, welche englisch sprach, und im vornehmsten Gasthof zum Logiren einkehrte. Sie wurde, wie sie begehrte, dem Fürsten unter dem Titel einer Gräfin von Brakwell gemeldet, dieser aber, befand sich schwach und konnte sie nicht vorlassen.

Eines Tages früh trat der Oberkonsistorialrath Fläz in das Zimmer des Fürsten, und offenbarte ihm, daß er in der verwichnen Nacht eine seltsame Erscheinung gehabt hätte. Wir saßen, sprach er, der Obrist, ich' und der Weise — so hieß jezt der Geisterseher Spandenknebel, pereminentiam — beysammen, und unterredeten uns über die Gefahr, worin sich die wahre Religion und die Tugend befinden würden, wenn der große Gott über Ew. Durchlaucht bald gebieten sollte: denn da käme doch das Land in die Hände Ihres Herrn Bruders, dessen atheistische Grundsätze, leider, sattsam bekannt sind. Wir sprachen lange, und flehten zum Herrn, daß er uns abrufen mögte, bevor dieses Unglück einträfe.

Auf einmal geschah ein erschütternder Knall, das Zimmer wurde ungewöhnlich helle, und der heilige Gregorius, der Vorfahr und Ahnherr Ew. Durchlaucht, stand drohend vor uns und sagte mit donnernder Stimme: „Wenn ihr dieses befürchtet, so bewegt euren Fürsten, daß er denen seinen Thron übergebe, die das nächste Recht darauf haben.“ — Der Weise wollte den Geist fragen wie man dieß dunkele Räthsel zu verstehen habe: aber er verschwand, ehe der Weise fragen konnte.

Der Fürst schüttelte den Kopf, schwur, daß er das nicht verstände, und versicherte, daß, ob er gleich seinen Bruder von Herzen bedaure, dieser doch das nächste Recht zur Regierung nach seinem Tode haben würde.

Fläz schwieg, seufzte bedeutend und fing eine Erbauungsstunde über das Lied an: „O Ewigkeit du Donnerwort; — und der schwache Fürst wurde gar mächtig erschüttert.

Gegen Mittag kam des Fürsten Kammerdiener, und meldete die Frau Gräfin von Brakwell, die Seiner Durchlaucht ihre Aufwartung machen wollte, von neuem. Der Fürst aber hatte auch dießmal keine Lust sie vorzulassen,

und erließ ihr den Besuch auf ein ander Mal.

Abends versicherte der Leibarzt, daß Seine Durchlaucht sehr schwach wären, und folglich zeitig zu Bette gehen müßten. Fläz und der Weise erboten sich, dem Kranken die Nacht über beyzustehen. Indessen wurden, statt der Arzneyen vom Leibarzt, dem Fürsten lauter reizende eingegeben, welche ihn gar nicht schlafen ließen. Er warf sich auch ganz unruhig im Bette herum, als auf einmal, nach einem entsetzlichen Schlag, die Thür aufsprang, und der dem Fürsten längst bekannte Geist seines Urahnen Gregorius hereinschwand.

„Unwürdiger der Gnade Gottes, schrie der Geist, willst du deine Sünde nicht gut machen? willst du deinen rechtmässigen Nachfolger um sein Erbe bringen? Willst du ewig in der Hölle brennen? Warum hörst du nicht, wenn man dir Geheimnisse offenbaren will, wovon deiner Seelen Seligkeit abhängt?“

Mit diesen Worten verschwand der Geist, und ein fürchterlicher Donner erschütterte das ganze Schloß von neuem.

Der Fürst lag wie betäubt; und Fläz und der Weise standen neben ihm, zum Schein auch, wie erstarrt. Endlich erholte sich der Fürst: Ach, rief er, meine Freunde, retten Sie mich, retten Sie meine arme Seele! Bey Gott, dem Allmächtigen, erwiederte Fläz, ich bin zu schwach, dieses große Geheimniß einzusehen: ich weiß nicht, was ich sagen, was ich rathen soll! Die Verlegenheit des Fürsten ward peinlicher. Ew. Durchlaucht müssen gleich Morgen früh die Dame sprechen, die sich Gestern hat melden lassen, sagte Spandenknebel.

Ja, das mußt du, rief der Geist, ohne sich sehen zu lassen.

Der Fürst trug nun dem Fläz auf, dafür zu sorgen, daß die Gräfin von Brakwell den andern Tag ihm vorgeführt werden mögte.

Dieß geschah. Die Dame erschien in Trauer, näherte sich sehr ehrerbietig dem Fürsten, der noch ganz schwach in einem Lehnstuhl saß, und redete ihn also an:

Niemals würde ich es gewagt haben, vor die Augen Ew. Durchlaucht zu treten, wenn mich nicht wiederholte schreckliche Erscheinungen dazu aufgefodert oder vielmehr gezwungen hätten.

Fürst: Wer sind Sie denn, Madam?

Gräfin: Ich heiße Gräfin von Brakwell, und Ew. Durchlaucht kannten mich vor zwanzig Jahren unter dem Namen Miß Jenny?

Fürst: (erschrickt) Miß Jenny?

Gräfin: Ja, gnädigster Herr, ich bin die unglückliche Jenny, die durch Sie das Glück und die Ruhe ihres Lebens verlohren hat.

Fürst: Wie ist das möglich?

Gräfin: Sie erinnern sich, gnädigster Herr, daß Sie vor zwanzig Jahren in Spa, zur Brunnenzeit, sich aufhielten und da mit einer Engländerin, einer Mistreß Leweld, Bekanntschaft machten. Ich bin die Nichte dieser Leweld, der Schwester meines Vaters, des Grafen von Brakwell. Die geringen Reize, die ich damals besaß, machten Eindruck auf Sie, und sie bekannten mir Ihre Liebe. Ew. Durchlaucht unternahmen auch wirklich Manches, mich für Ihre Wünsche zu stimmen; aber ich blieb der Tugend getreu, und entdeckte Ihnen, daß auch Sie Eindruck auf mich gemacht hatten, nicht eher, als bis Sie mir betheuerten, mich zu Ihrer Gemalin machen zu wollen.

Fürst: O Madam, hören Sie auf!

Gräfin: Gern, herzlich gern, wollt ich Sie schonen, wenn nicht eine höhere Macht mich nöthigte, Ihnen zu sagen, was Sie wissen müssen. Sie sagten damals, daß Ihr Herr Vater noch lebe, und daß unsere Verbindung bis auf dessen Ableben verborgen bleiben müßte. Unsere Verbindung wurde indessen von einem Geistlichen in der Nachbarschaft vollzogen, worauf Sie mich mit nach Paris nahmen. Hier machten fremde Reize Sie immer kälter gegen mich; und als endlich die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters eintraf, verließen Sie mich geradezu. Um dieses zu beschönigen, ließen Sie mir ein Schreiben durch Ihren Kammerdiener zufertigen, und melden, daß der Geistliche, der uns getrauet hätte, ein Stallknecht gewesen wäre, und daß folglich unsere Ehe! als ungültig, uns nicht bände. Sie schickten mir zugleich noch tausend Guineen, um für meinen Unterhalt forthin selbst sorgen zu können, da Ihre Lage Ihnen dieß nicht mehr zuließe.

Fürst: O, Madam, o, schweigen Sie!

Gräfin: Hören Sie mich aus, gnädigster Herr! Ich war über Ihre Treulosigkeit so sehr

betroffen, daß ich beschloß, Sie ganz zu vergessen, und begab mich deswegen nach England zurück, wo ich vor allen Menschen verborgen leben wollte. Aber ich trug das Pfand unsrer Vereinigung unter meinem Herzen, und gebar einen Sohn, den ich in London erziehen ließ, ohne mich ihm jemals als seine Mutter zu zeigen. Noch weiß er nicht, daß ich seine Mutter bin, und noch weniger kennt er seinen Vater, den ich ihm absichtlich nie nannte, um ihn selbst gänzlich zu vergessen. Aber seit einigen Monaten hatte ich nächtliche Erscheinungen von einem Geiste, der sich Gregorius nennt, und der Stammherr Ihres fürstlichen Hauses seyn will. Dieser hat mir offenbaret, daß jener Reitknecht, der uns getrauet hat, wirklich ein geweihter katholischer Priester gewesen sey, daß also unsere Ehe gültig, und mein Sohn Ihr rechtmäßiger Erbe ist. Außerdem hat mich der Geist noch unter den fürchterlichsten Drohungen ermahnt, Ihnen alles vorzustellen, was Sie eben jezt gehört haben. Sie werden nun wissen, gnädigster Herr, was Sie zu thun haben: Ich überlasse alles der Vorsehung und Ihrem eignen Gewissen. Sehen Sie selbst zu, ob Sie Ihr Kind,

Ihren einzigen rechtmäßigen Sohn verleugnen und im Elende schmachten lassen können.

Der Fürst war zu sehr bewegt, als daß er hätte länger bey der Dame verweilen können. Er verfiel in eine Art von Ohnmacht, und mußte ins Bette gebracht werden.

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Dame hatte, in sofern der Fürst selbst um die Sache wußte, ziemlich richtig erzählt: aber da, wo er nichts mehr wissen konnte, hatte sie sich Varianten von der Wahrheit erlaubt. Sie hieß wirklich Miß Jenny und hatte den Roman mit dem Fürsten von Colchis gespielt, wie sie denselben beschrieben hatte. Der Fürst, als Erbprinz, war ein großer Mädchenjäger; und Miß Jenny schien ihm eine noble Prise für ihn werden zu können. Aber dem Mädchen war schwer beyzukommen: denn sie war damals noch tugendhaft. Der Prinz machte sich eben

nichts daraus, ernsthaft zu reden und von Heirathssachen ein Wort fallen zu lassen; und die Tante der Miß, die stolze Mistreß Leweld, lag ihrer Nichte an, dem Prinzen Gehör zu geben. Sie folgte, und dieser ließ sich heimlich durch einen Reitknecht trauen, der Priesterhabit anziehen mußte. Als er hernach zu Paris ihrer überdrüssig ward, verließ er sie, und machte sich heimlich davon, unter dem Vorgeben, wie wir wissen, daß ihre Ehe ungültig sey. *)

Miß Jenny war verlassen, nahm jedoch froh die tausend Guineen des Prinzen, kehrte nach Spa von Paris zurück, trieb ihr Wesen anderwärts, zog endlich gar mit Komödian=

---

*) Vincenz II. Herzog von Mantua, meynte, daß so eine Ehe dennoch gelten müsse, indem der betrogne Theil in bona fide gewesen wäre, wie die Juristen reden. Er zwang daher einen Edelmann, ein gemeines Mädchen als Frau zu behalten, mit welchem er sich durch einen verkleideten gemeinen Soldaten hatte trauen lassen. Der Erzbischof widersezte sich zwar, und erklärte die Ehe für ungültig; aber Vincenz blieb standhaft; und wollte der Herr Baron den herzoglichen Hof nicht aufgeben, so mußte er sein Bauermädchen behalten. Ich denke, der Herzog hatte recht, was auch die Canonisten radotiren mögen: denn kann eine solche Ehe dem Katholiken nicht als Sakrament gelten, so muß sie ihm doch als Vertrag gelten. Man sehe hievon die Menagiana, ich weiß aber nicht mehr, .

ten herum, und gebar erst zwey Jahre nachher einen Sohn, dessen Vater keiner weniger, als der Prinz war.

Endlich ging sie nach England zurück, ward Ausgeberin bey einem Lord, der auch dem jungen Menschen eine Erziehung geben ließ. Als er heran wuchs, bildete sie ihm und Andern ein, daß er der Sohn des regierenden Fürsten von Colchis sey. Als er zu höhern Jahren gekommen war, beschloß sie, dahin zu reisen, und zu versuchen, ob sie unter ihrem erdichteten Vorwand vielleicht noch etwas für ihren Sohn erhaschen könnte: denn ihre damalige Absicht ging blos auf eine Summe Geld.

Unterwegs hörte sie, daß Herr Lipps, den sie ehemals gekannt hatte, Professor zu Schilda wäre, und zu Colchis viel vermögen sollte. Sie begab sich daher nach Schilda, und wendete sich an ihren alten Bekannten. Diesem entdeckte sie im Vertrauen die Absicht ihrer Reise; und kaum hatte Herr Doctor Lipps sie vernommen, als sein Freund, der Kanzler, hereintrat, und die Unterredung stöhrte. Die Dame empfahl sich endlich: und was nun Herr Doktor Lipps wußte, erfuhr auch Herr von

Schneller. Dieß zu hören und gleich auszurufen: Nun sind wir geborgen! war eins.

Ich darf wohl schwerlich noch erinnern, daß Schneller und seine Kumpane zu Colchis, Fläz, der Oberste und die übrigen von der Obscuranten = Klicke die Sache der Miß Jenny so karteten und leiteten, daß sie gehen mußte, wie ich es im vorigen Kapitel beschrieben habe.

Der Fürst war, nach der Unterredung mit der sogenannten Gräfin von Brakwell, zu Bette getragen worden, und befand sich in der jämmerlichsten Unruhe. In solchen Umständen konnte ihn niemand trösten, als Fläz, welcher den Trost des gnadenreichen Evangelii reichlich über ihn auszugießen pflegte. Fläz kam, sezte sich an das Bette des Fürsten, und wünschte ihm Stärke von Oben.

Ach, sagte der Fürst, ich falle in Verzweiflung! Gott im Himmel, was soll ich thun?

Fläz: Ew. Durchlaucht haben die Mittel, selbst Ihre Seele zu retten, in Händen: es kommt nur auf Höchstdieselben an, ob Sie diese Mittel gebrauchen wollen.

Fürst: Ach, bester Freund; gern will ich ja alles thun, was in meinen Kräften steht!

Fläz: Ist denn alles wahr, was die Frau Gräfin Ew. Durchlaucht gesagt hat?

Fürst: Alles, lieber Fläz, alles ist wahr!

Fläz: Wenn dem so ist, dann freilich ist die Frau Gräfin Ihre rechtmäßige Gemalin.

Fürst: Meine Gemalin? Ich habe ja nachher eine Gemalin gehabt, die Princessin Keren-Happuch.

Fläz: Die erste Gemalin lebte aber noch, und darum war Ihre andere Ehe nichtig, war ein wahres adulterium. Ein Glück ist es noch, daß Ihre andere Ehe unfruchtbar gewesen ist. Dieß erleichtert die Aussöhnung mit Gott gar sehr.

Fürst: Ist das wahr?

Fläz: So wahr, als ein Gott ist: denn um Ihr Unrecht jezt wieder gut zu machen, um den Himmel zu versöhnen, und Ihre ewige Seligkeit nicht zu verscherzen, haben Sie nur nöthig, erstlich die Frau Gräfin öffentlich für die rechtmäßige Fürstin zu erklären.

Fürst: Ach Gott!

Fläz: Fürs andere müssen Sie Ihren Sohn als rechtmäßig aufnehmen, und als den wahren Erben Ihres Fürstenthums anerkennen, und ihm von Ihren Unterthanen huldigen lassen.

Fürst: Ach Gott, ach Gott!

Fläz: Dieses alles sage ich Ihnen, Gnädigster, als ein Diener Gottes, und als ein Ausleger der allerhöchsten Befehle der göttlichen Majestät, vor welcher Fürsten Staub sind, und Könige geachtet werden, wie der Maulwurf, der blind in oder auf der Erde herumwühlt. Ich befehle also Ew. Durchlaucht an Gottes statt, und im Namen des Allmächtigen, der da geben wird einem jeden nach seinen Werken, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun, daß Sie, wenn Sie anders selig werden wollen, meinem Rath folgen, und das thun, was ich Ihnen gesagt habe.

Der Fürst versprach alles, was Fläz wollte, und eine abermalige Erscheinung seines Ahnherrn Gregorius befestigte ihn in seinem Vorhaben.

Als daher der Fürst nur wieder so weit hergestellt war, daß er öffentlich erscheinen konnte, so ward die Frau Gräfin von Brakwell und deren Sohn in Beyseyn des Fürsten, dem ganzen Hof und der ganzen Dienerschaft vorgestellt,

mit der Erklärung, daß die Frau Gräfin die wirkliche Gemalin seiner Durchlaucht, und ihr Sohn der wirkliche Sohn des Fürsten und der wahre Erbprinz von Colchis sey. Die Leute steckten zwar über diese ganz außerordentliche Erscheinung die Köpfe zusammen; aber da sie schon längst an solche Erscheinungen gewöhnt waren, so ließen sie es dabey bewenden, und machten blos Glossen.

Der Fürst ließ sofort im ganzen Lande ein Manifest bekannt machen, worin es hieß: daß er ehemals seine rechtmäßige Gemalin zu einer Zeit, wo sie gerade schwanger gewesen wäre, bey einem Schiffbruch verloren und sie für todt gehalten habe; daß diese durch eine höchst wunderbare göttliche Fügung gerettet und jezt nach Colchis gekommen sey, ihre und ihrers Sohnes Rechte zu reklamiren u. s. w. Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich den elenden Roman, der ein Product von Schnellers Erfindung war, hier weiter ausführen wollte. *)

---

*) Wer Lusten hat, Romane von dieser Art in Menge zu lesen, der findet sie in Lünigs Reichsarchiv, und in den Schriften der beyden großen Publicisten Jacob und Carl von Moser.

Die Unterthanen des Fürsten ließen sich das Blendwerk gefallen: denn vor der Hand noch dachten sie, wie der Esel in der Fabel, daß es gleich viel sey, wer einem den Sattel auflege, und daß es erst noch ärger werden müsse, bevor es durch sie selbst besser werden könne. Nach dem Prinzen Moritz verlangten sie auch nicht sehr: denn sie kannten ihn zu wenig, und dachten also, daß er als Fürst regieren würde, das heißt, eben so, wie sein Bruder und dessen Gleichen.

Sechszehntes Kapitel.

Gegenkabalen.

Daß es so weit mit der Betrügerey kommen würde, hatte Herr Lipps nicht erwartet. Sein Freund, der Kanzler von Schneller, hatte ihm auch nicht entdecket, wie weit die Sache gehen sollte. Er erschrack daher nicht wenig, als dem Senat zu Schilda angezeigt wurde, daß die

Universität wegen der Wiederentdeckung der Fürstin und des Erbprinzen eine Solennität veranstalten und das Te Deum feierlich absingen sollte.

Lipps war ehedem auf seinen abentheuerlichen Reisen mit den Historien der Frau Gräfin genau bekannt worden: er wußte also zuverlässig, daß hier der gröbste Betrug im Spiele war und fürchtete nicht ohne Ursache, daß über kurz oder lang das ganze Spiel entdeckt werden, und die fürchterlichsten Folgen für alle die haben würde, welche Theil an der Spitzbüberey gehabt hätten. Seine Besorgniß darüber ließ ihn nicht mehr ruhen, und um sich Luft zu machen, ging er zu seinem Freunde, dem Kanzler, und seine Anrede war gleich die Frage:

Aber um Gotteswillen, Bruder, was für verfluchte Wirthschaft gebt Ihr denn in Colchis an?

Schneller: Verfluchte Wirthschaft sagst Du? Nicht doch, Bruder! Nur durch diesen Kunstgriff sind wir sicher auf die Zukunft. Wäre aber der Fürst abgefahren, und Moritz Regent geworden, so waren wir alle pritsch.

Lipps: Ja, wie Du denkst! Glaubst Du denn, daß Euer Spiel verborgen bleiben wird?

Schneller: Wer wird's entdecken?

Lipps: Die Geschichte der Gräfin Brakwell, oder der Miß Jenny ist bekannter, als Ihr vermuthet: man weiß in Paris, in Spa, in Manheim, in Pyrmont und an hundert andern Orten davon. Man weiß wenigstens hier und da, daß der Bursche, ihr Sohn, nicht von unserm Fürsten ist.

Schneller: Was?

Lipps: Nicht anders! Und wie könnt Ihr nun erwarten, daß sich kein dienstbarer Geist finden werde, der dem Prinzen Moritz, aus Hofnung einer ansehnlichen Belohnung, die wahre Beschaffenheit der Sache entdeckte? Und geschieht das, wie die Wichtigkeit und Seltsamkeit des Vorfalls es nicht anders befürchten läßt: dann sind alle die nicht nur unwiderbringlich verlohren, die Theil daran gehabt haben, sondern sie haben auch noch die Strafe als Landesverräther zu erwarten.

Schneller: Du erschreckst mich, Bruder-Herz!

Lipps: Warum mischest Du Dich aber auch in solche verdammte Fratzen! Hast vielleicht gar die erste Idee dazu hergegeben! Aber,

wehe uns allen, wenn die Sache schief geht: und schief muß sie gehen, so wahr ich Doktor der Theologie bin!

Lipps zeigte Schnellern, zur nähern Bestätigung, noch einige Briefe, welche die Gräfin, von Colchis aus, an ihn geschrieben hatte, ehe noch der satanische Anschlag, dem Fürsten eine Gemalin und einen Fürsten unterzuschieben, ins Werk gerichtet wurde. Lippsen konnte sie keinen blauen Dunst vorspiegeln; und so mußte sie schon ohne Schminke und Lügen schreiben. Aus diesen Briefen erhellte aber klar und deutlich, daß die Madame keine Gräfin, keine Gemalin des Fürsten und keine Mutter eines Erbprinzen war. Sie wollte anfänglich blos Geld zu erhaschen suchen.

Schneller las die Briefe. Gott sey Dank, lieber Bruder, sagte er, daß wir diese Beweise haben! Durch diese Briefe werde ich mich schon bergen, und uns beyde in Gunst bey dem Prinzen Moritz zu setzen wissen: denn ich merke schon, mit der neuen Prinzerey steht es auf die Art sehr windig!

Ja, thue das, wenn Du klug bist, erwiederte Lipps, aber thue es bald, daß Dir nicht

ein Andrer zuvorkomme. Also mache, denn es ist periculum in mora.

Schneller schrieb an den Prinzen Moritz, sezte alle bisher gespielte Kabalen auseinander, und besonders die lezte: alles belegte er mit hinlänglichen Beweisen, und rühmte dabey seine und seines Freundes, Lipps, Ergebenheit gegen seine Durchlaucht, und empfahl sich und den unterthänigst.

Moritz hatte zwar von der zu Colchis gespielten Farze schon gehört, wußte aber noch immer nicht, was er dabey denken sollte. Müller konnte ihn zwar auch leicht überzeugen, daß alles Betrug sey, aber die Natur dieses Betruges konnte er ihm nicht angeben. Da erst also ging dem braven Fürsten auf einmal ein Licht auf, als er Schnellers Brief gelesen hatte.

Gern mögt' ich, — rief Moritz seinem Müller entgegen, als er nach Empfang des Schnellerschen Briefes zu ihm hereintrat, — den Göttern jezt eine Hekatombe opfern! Ich habe etwas entdeckt, was für uns mehr Werth hat, als die Entdeckung des Pythagoras. Ich ha-

be das Geheimniß der Bosheit zu Colchis in Händen. Da, lieber Müller, lesen Sie!

Müller: (nachdem er Schnellers Brief gelesen hatte,) Gott sey Dank! Gewiß, gnädigster Herr, die Fürsehung sorgt so sehr für Sie, daß sogar die Schurken selbst Verräther ihrer Schurkerey werden müssen.

Moritz: Sollte denn Schneller auch selbst an diesem Bubenstück Theil gehabt haben?

Müller: Nichts ist gewisser! Der Mann stieg als ein armer schlechter Mensch immer höher, und ist ein Erzkabalist; nun aber wird es ihm angst, und er sucht einen Hinterhalt. Hätte er sich ohne Sie retten können: er hätte das Bubenstück ungestöhrt zur Reife kommen lassen.

Moritz: Er sey nun, wer er wolle: diese Entdeckung ist mir so viel werth, daß ich dereinst dankbar dafür seyn will.

Müller: Allerdings! die Pflicht der Dankbarkeit darf der rechtliche Mann auch gegen den Bösewicht nicht vergessen, sobald der ihm einen Gefallen erzeigt hätte. Aber dieß Bubenstück — doch man muß nicht eher richten, bis man die Partheyen näher verhört hat.

Moritz: Freilich, wenn ich der Lezte meines Stammes wäre, so würde ich mir wahrlich wenig daraus gemacht haben, daß ein Anderer statt meiner in Colchis hätte regieren sollen.

Müller: Vergeben Sie, gnädigster Herr! Sie haben Fähigkeiten zu regieren, und das Recht der Geburt ruft Sie auf den Thron; also ist es auch Ihre Pflicht, Regent zu werden, und einen Betrug exemplarisch aufzuhellen und zu bestrafen, wodurch man Ihnen den Thron hat rauben wollen. —

Der General Hartenfels war Kommendant der Festung Felsenburg, ein alter rauher Kriegsmann, der schon unter Moritzens Großvater gedient und viele Feldzüge mitgemacht hatte. Der Prinz kannte diesen Ehrwürdigen als einen unerschütterlichen Anhänger an alles Gute, und schäzte ihn sehr hoch. Eben so schäzte und liebte ihn die ganze Armee; aber der Hof zu Colchis haßte ihn, weil er ein Mann von rauher Tugend war, und weder lügen noch schmeicheln konnte.

Diesen alten General besuchte Moritz öfters; und nachdem er die Entdeckung über die

Schurkerey zu Colchis gemacht hatte, so beschloß er, ihn zu seinem Vertrauten zu machen. Er ritt also zu ihm hinaus.

Guten Tag, Alter, rief er ihm bey seiner Ankunft zu: wie gehts?

Hartenfels: Lausig gehts, gnädigster Herr! Ich werde noch quittiren müssen, wenn mir der liebe Gott nicht bald meinen Abschied giebt.

Moritz: Quittiren? Sie? ein Mann, der schon so lange und mit so vielem Ruhm unserm Hause gedient hat?

Hartenfels: Ja, bey Gott, gnädigster Herr! Mein Vorhaben war, angethan mit dem Dinge da (auf seinen Degen schlagend) im Dienste des fürstlichen Hauses zu sterben. Aber so bringt man Thronfolger aus dem Monde, oder wo die Brut her seyn mag: Solcher Brut diene der Teufel; ich, auf Ehre, nicht! (schlägt sich auf die Brust).

Moritz erzählte hierauf dem alten General, was wir schon wissen, und dieser, als Moritz kaum fertig war, sprang voll Freude auf, wie ein Jüngling, und rief:

Nein, nun sey mir der Tag gesegnet, an dem ich Dienste nahm, so oft ich ihn sonst schon verwünscht habe! Denn jezt habe ich Gelegenheit, das Recht zu unterstützen und die Bosheit zu vernichten. Verlassen Sie sich auf mich, gnädigster Herr: die Gerechtigkeit soll gewiß siegen. Der General Bloxer in Colchis, der muß um die Sache auch wissen: er ist ein ehrlicher Mann und mein Freund, und wir beyde wollen schon solche Anstalten treffen, daß, sobald der Fürst abfährt, die Kabale zertrümmert, und Sie auf den Thron erhoben werden sollen. Dabey bleibt es: hier ist meine Hand!

Moritz drückte den ehrlichen Greis an seine Brust, und vergoß Thränen der Rührung über die edle Theilnahme des Alten. Gott, fuhr dieser fort, laß mich nur noch so lange leben, bis ich das gute Werk habe ausführen helfen, und vergieb mir die Narrheit, daß ich dich so oft gebeten habe, mich doch hinwegzunehmen! Du machst doch alles so gut, du Allweiser! wir närrische Menschen begreifen aber das so selten!

Vor Ihres Bruders Tod, fügte der Alte noch hinzu, ist gar nichts zu machen: Der ist von Verräthern, Pfaffen, Geistersehern und Hof-

schranzen umgeben. Also rathe ich, still zu sitzen, aber nur noch eine kurze Zeit. Lange kann Ihr Bruder es nicht mehr machen, wie ich ganz zuverlässig weiß: denn er hat eine unheilbare Wassersucht, die ihm den Garaus bald machen wird. Aber lassen Sie mich indeß nur machen, und entfernen Sie sich nur nicht aus dem Lande!

Moritz kehrte nach seinem Landsitz zurück, und schrieb an Schnellern, wie folget:

Mein lieber Herr Kanzler,

Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben. Daß ich Gebrauch davon machen werde, versteht sich, und es wird lediglich von Ihnen abhängen, ob Sie Antheil an den Vortheilen nehmen wollen, die aus diesem Gebrauch nothwendig entspringen müssen. Im übrigen rechnen Sie auf die Dankbarkeit

Ihres

Moritz.

Der Sohn von Miß Jenny, oder der proklamirte Erbprinz von Colchis war ein wahrer Pinsel, ohne Kenntnisse und ohne Einsicht. Man hätte sagen sollen, die Natur habe ihn verwahrloset: aber desto willkommner war er, als

Nachfolger des Fürsten, den Geistersehern und Kabalisten zu Colchis. Der Oberste, der Fläz und der Spandenknebel ließen ihn auch dann und wann Geister sehen, und sahen in ihm schon einen Regenten, unter dessen Namen sie wieder nach Wohlgefallen würden regieren können. Sie ermangelten auch nicht, ihren Freunden, den Obscuranten zu Berlin, von ihren löblichen Anschlägen Nachricht zu geben, und wurden von diesen gerühmt, als wahre Söhne der heiligen Kirche, als ächte Stützen der heiligen Religion und als preiswürdige Verbreiter des allerheiligsten Glaubens.

Siebzehntes Kapitel.

Tod des Fürsten zu Colchis.

Der Fürst Friedrich Carl näherte sich indessen seiner Auflösung immer merklicher. Sein Arzt spiegelte ihm zwar öfters vor, daß er sich bessere; und den armen Kranken graute zu sehr

vor dem Gedanken an den Tod, als daß er dieser Ueberredung nicht hätte glauben sollen. Doch wollte der Geängstete das Beßte nicht versäumen, und auf jeden Fall für das Heil seiner armen Seele sorgen. Fläz durfte daher keinen Augenblick aus seinem Zimmer, und mußte ihm aus Johann Friedrich Maiers geängstigtem und getröstetem Kind Gottes täglich hundert und funfzig Seiten vorlesen.

Aber weder das Opium, das der Fürst übermäßig einnahm, noch die Gebete des Herrn Fläz konnten etwas wider die dira necessitas. Der Fürst Friedrich Carl von Colchis starb den ersten Ostertag 17 — früh Morgens um halb Sechse, als eben die Sonne aufging; und Fläz heulte der abfahrenden Seele noch nach zur glücklichen Reise:

So fahr' ich hin zu Jesu Christ,
Mein Arm thu' ich ausstrecken:
So schlaf ich ein
Und ruhe fein,
Kein Mensch kann mich aufwecken,
Denn Jesus Christus, Gottes Sohn,
Der wird die Himmelsthür aufthun,
Mich führ'n zum ew'gen Leben.

Fläz, über das nahe Ende des Kranken vom Leibarzt belehrt, hatte dafür gesorgt, daß die höchste Dienerschaft des Fürsten die ganze Nacht im Pallast blieb, um gleich, wenn der Odem ausführe, dem jungen Prinzen, als künftigen Regenten, zu huldigen. Auch war der alte General Bloxer von dem herannahenden Tode des Fürsten unterrichtet worden, damit er, im Sterbefall, die Garnison dem neuen Regenten auch gleich schwören ließe. Bloxer hatte daher allen in Colchis stehenden Regimentern anbefehlen lassen, sich bereit zu halten, um gleich nach dem Trommelschlag auf dem Paradeplaz am Zeughaus erscheinen zu können. Nebenher befahl er, daß — laut einer geheimen Verabredung mit Hartenfels — ein Signal bey dem Tode des Fürsten mit einer Kanone gegeben werden sollte. Fläz und die Andern, die den General als einen Mann kannten, der blos seinen Dienst that, und sich um andre, besonders politische Dinge gar nicht bekümmerte, dachten an nichts arges.

Kaum war Friedrich Carl zu seiner Ruhe eingegangen, als die ganze hohe Dienerschaft in das Zimmer des eingeschobenen Erb-

prinzen stürmte, und ihn als ihren nunmehrigen Fürsten und allergnädigsten Herrn salutirten. Fläz hielt eine Rede voll Salbung, und ermahnte den neuen Fürsten, ja recht orthodox und der reinen Lehre treu zu bleiben: dann würde auch Gottes Segen auf ihm ruhen, sein Stamm würde blühen und was des heiligen Geredes mehr war.

Schon machte man Anstalten, die Glocken läuten zu lassen, um das höchstselige Ableben des weiland durchlauchtigsten Fürsten, und die Thronbesteigung seiner nunmehr regierenden Durchlaucht bekannt zu machen, als auf einmal der alte General mit seinem Adjutanten hereintrat, und dem neuen Fürsten, wie dessen ganzer Dienerschaft ankündigte, daß sie samt und sonders seine Arrestanten wären, und ihm folgen sollten.

Da nun hätte man die Gesichter sehen sollen! Die Herren waren alle wie versteinert: keiner konnte das Wort finden, und standen, wie hölzerne Bildsäulen.

Nun, wird's bald? rief der General. Rasch vorwärts, vorwärts!

Die sogenannte Fürstin war die erste, welche sprechen konnte. Herr General, sagte sie, haben Sie Respekt gegen ihren jetzigen Fürsten!

General: Allerdings hab' ich den; und es geschieht gerade auf Befehl meines jezt rechtlich=regierenden Fürsten, daß Sie in Arrest sollen. Ich handle hier nicht für mich. Haben Sie nur die Güte, sich gleich zu fügen!

Fläz wollte auch sein Wort anbringen, so auch Spandenknebel und der Oberste und der Exfürst Jenny: aber der General befahl ihnen, zu schweigen und den Augenblick zu folgen, wenn sie nicht Lust hätten, sich in Ketten legen und mit Gewalt transportiren zu lassen. Also mußte die ganze Klicke, sie mogte wollen oder nicht, dem General gehorchen; und dieser ließ sie Kopf für Kopf in Verhaft nehmen und durch Soldaten bewachen.

Kaum war diese Verhaftnehmung der Großen zu Colchis bekannt geworden, als der Pöbel überlaut jauchzte, und die Gerechtigkeit des Fürsten Moritz schon in den Himmel erhob. Nun, meynte er, würde alles besser kommen, als man erwartet hätte! — Der Pöbel hält freilich allemal dafür, daß jede Strafe, die

großen oder angesehenen Leuten widerfährt, gerecht sey, und überlegt nicht, daß auch hier die Kabale vorzüglich thätig zu seyn pflegt. Der Pöbel hasset aber einmal alles, was höher, als er, ist, und freuet sich, wenn es unter ihm herabsinkt, ob er gleich auch alles, was geringer ist, als er, verachtet, und durchaus nicht leiden kann, daß sich dasselbe über ihn erhebe. Aber dafür ist der Pöbel auch Pöbel, und denkt und empfindet wie Pöbel.

Schon den folgenden Tag erschien der neue Fürst Moritz, und wurde, schon wegen der Verhaftnehmung der Hofschranzen, mit lautem Frohlocken empfangen. Nun wird alles gut gehen, riefen alle laut: nun sind wir von allem Elend befreyet! Der neue Regent wird gewiß selbst regieren, und sich von Pfaffen und dem Hofgesindel nicht misleiten lassen, uns zu ruiniren. — Moritz, der dieses hörte, sagte zu seinem Sohn: hörst Du, Carl, wie's die Leute machen? Ohne mich weiter zu kennen, rühmen und preisen sie mich schon, gleichsam als wenn es unmöglich wäre, daß ich in meines Bruders Fußstapfen trete, oder es gar noch ärger mache als er. Das sind Schmeicheleyen, mein Sohn,

die freilich ein kluger Mann nicht achtet, die aber doch manchem Schwachkopf von Regenten das Köpfchen verrücken, und ihn selbst in den Grund hinein verderben. Man wird Dir dereinst auch so applaudiren, aber ich hoffe, daß Du an meinem Beyspiel lernen wirst, die Gunst und die Ungunst, das Lob und den Tadel des großen Haufens zu verachten, und nur auf Recht, Tugend und Verdienst nach Vernunft zu sehen.

Den Körper seines Bruders ließ der neue Fürst ohne alle Ceremonien ganz in der Stille in die Gruft seiner Vorfahren bringen. Auch befahl er, ihm keine Leichenpredigt zu halten: denn er war mein Bruder, sagte er; ich will also nicht, daß man ihn nach seinem Tode noch öffentlich beschimpfe: und dieses würde man thun, wenn ich ihm Leichenpredigten halten ließe. Da würden gewiß Schmeichler auftreten, welche seine Laster, seine Schwächen und Ungerechtigkeiten für Verdienst ausposaunen, und sogar sein Opinionsgericht, sein Inquisitionswesen und seine Fabrikation des Adels für wahre Weisheit ausgeben und loben würden. Ueberhaupt sind Leichenpredigten in meinen Augen größtentheils Lügenpredigten, und ein Panegyrikus macht so-

gar das Andenken großer Männer verdächtig, weil man geneigt ist, diejenigen Tugenden dem großen Mann abzusprechen, welche ihm der Lobredner zuschreibt. Die Geschichte allein ist hinlänglich, gute Fürsten nach der Wahrheit zu würdigen; und was hilft es, einen Regenten auf der Kanzel noch so hoch herauszustreichen, den die Geschichte als einen Taugenichts, Geisterseher, Narren und Tyrannen der Nachwelt überliefern wird?

Um die verhaßten Schwächen seines Bruders desto eher aus dem Andenken und Gerede zu bringen, untersagte Fürst M o r i tz sogar das Trauergeläute. Auch wollte er nicht haben, daß man seinetwegen Musik, Tanz und andere Lustbarkeiten einstellen sollte, weil er nicht einsähe, in welchem Verhältniß diese Dinge mit dem Tode eines Regenten ständen. Dann, sagte er, wollen die Schenkwirthe und Musiker während der Zeit auch leben; also während der Zeit auch was verdienen: und dieses wie jenes darf man ihnen darum auf keinen Fall untersagen.

Achtzehntes Kapitel.

Regierung des Fürsten Moritz.

Ich habe keineswegs die Schuldigkeit auf mir, die Art, wie Fürst Moritz seine Länder zu regieren anfing, genau anzugeben: denn ich mache den Annalisten von Schilda, und nicht den Historiographen des Fürstenthums Colchis. Daher werden meine Leser zufrieden seyn müssen, wenn ich Ihnen über diesen Gegenstand nur soviel liefere, als hinreicht, den Fürsten Moritz als einen guten Fürsten kennen zu lernen.

Was mache ich mit den gefangnen Obskuranten? fragte Moritz seinen Müller gleich nach seiner Ankunft zu Colchis. Die Schurken haben meinem Bruder, mir und dem ganzen Lande recht arg mitgespielt, wie sie selbst nicht leugnen können, und haben darum eine arge Strafe verdient.

Müller: Es ist wohl nicht so sehr die Frage, was die Leute verdient haben, als wie sie wirklich müssen behandelt werden, damit ihre

etwanige Bestrafung sie nicht für heilige Leute ansehen lasse und die Anhänger der Eudämonisten vermehre. Ich dächte, Ihre Durchlaucht ließen Gnade vor Recht ergehn.

Fürst: Haben recht, lieber Müller! Fläz könnte, wenn Sie das gut finden, bey der Accise angestellt werden; der Oberste würde Chaussee-Einnehmer, und Spandenknebel Controlleur: aber der Präsident, der die Adelsfabrik so schändlich betrieben hat, muß schlechterdings aus dem Lande.

Müller: Ich merke, was Sie im Sinne haben, gnädigster Herr! Die Bursche sollen Aemter bekommen, bey denen ihre ganze Denkungsart sich offenbare.

Fürst: Allerdings! Ich will zwar nicht eigentlich, daß sie Schurken bleiben sollen, aber solche Buben bessern sich nimmermehr: und dann sieht doch das Volk ein, daß ich recht handle, wenn ich sie alle zum Lande herausjage. Thue ich es jetzt, so heißt es vielleicht, ich handle aus Haß gegen meinen verstorbenen Bruder oder gar aus Rachsucht.

Dieser Entschluß wurde ins Werk gesezt: der Präsident verlohr seine Aemter, und mußte über

die Gränze; und die andern drey wurden angestellt, wie es der Fürst projektirt hatte. Aber da ein alter Wolf das Stehlen und eine alte Katze das Mausen nimmermehr läßt, wie man im Sprichwort sagt: so gingen auch keine sechs Wochen ins Land, als die Geisterseher schon mehrerer Spitzbübereyen überwiesen waren, und ohne weitere Gnade abgesezt wurden. Das Volk jubelte laut: denn es soll sich über nichts mehr erfreuen, als wenn ein Accis- Zoll- oder Chaussee- Bedienter unglücklich wird, eben wegen des Stolzes und der Neckereyen, die es von dieser Art Unterherren leiden muß.

Fläz, der Kapitalien im Auslande hatte, ging nach Städtbusch, änderte seinen Namen, betete brav, und bestach mit Geld einen vornehmen Minister, der ihn empfahl und zur Superintendentur einer entlegnen Provinz verhalf, wo er eine Hauptstütze der Orthodoxie und Mitarbeiter an der Eudämonia ward. Der Oberste begab sich in eine große Stadt, wo er ein Bordel anlegte; und Spandenknebel ward endlich republikanischer Commissär in der Pfalz, wo er auf Unkosten der armen Leute sich berei-

cherte, wie einer seiner Collegen, ein verdorbener Theologe, der in Halle noch an 400 Thaler Schulden hatte, aber an deren Tilgung, vor lauter Kosmopolitismus, nicht dachte.

Weil der neue Fürst die Einkünfte des Staats nicht als sein Eigenthum, sondern als das Mittel ansah, wodurch der Staat erhalten werden müßte: so konnte er auch unmöglich zugeben, daß verdienstlose, unbrauchbare Leute müssig herumgingen, und beträchtliche Summen von den öffentlichen Geldern einzogen. Er reformirte daher ganz ökonomisch; und wer nicht nachweisen konnte, daß er hinlänglich arbeite und Nutzen stifte, oder sonst vorzügliche Verdienste um den Staat habe, der mußte ohne alle Gnade seine Pension aufgeben, oder er wurde anderswo angestellt, wo und wie man ihn brauchen konnte. Ein Fürst, meynte er, dürfe nichts weniger seyn, als freygebig auf fürstliche Art: denn das hieße Verschwenden, und mache Andere unzufrieden und neidisch. Er schnürte daher, wie einst Joseph II., nach dem Absterben seiner Mutter, den Kammerbeutel enger zu, und zog alle unnöthigen Aemter, Besoldungen und Pensionen ein. Sogar schaffte er das fürstliche

Theater, und die fürstliche Capelle ab, und meyn-te, wenn die Herren in der Residenz zu Colchis solche Vergnügungen haben wollten, so mögten sie die Schauspieler und die Musiker auch hübsch selbst bezahlen: er wenigstens fände es sehr unrecht, daß die entlegensten Provinzen kontribuiren sollten zum Vergnügen der Noblesse und der Einwohner von Colchis.

Da nun schrieen sehr Viele, vorzüglich von der eingestellten alten Regie, über die Kargheit und den Geiz des neuen Fürsten, ja einige reiche Müßiggänger gaben ihn gar für einen abgesagten Feind alles Schönen aus, und sprachen ihm allen Geschmack ab. Aber er ließ sie räsonniren, und that, was ihm gut und Pflicht schien. Ueberhaupt hielt Fürst Moritz seinen eignen Weg in Absicht des Lobes und des Tadels, sobald sie blos ihn betrafen. Alle Lobgedichte, Lobreden, Dedikationen und Dankschreiben wurden hingelegt, und unbeantwortet und unbelohnt gelassen. Aber eben so nahm auch Fürst Moritz von keiner Schmähschrift, von keinem Pasquil, Epigramm oder Distichon Notiz, und sollten sie noch höflicher und handgreiflicher gewe-

sen seyn, als die Xenien in Hn. Schillers Almanach auf das Jahr 1797.

Als nun die Lobhudler, wie die Tadler und Pasquillanten einsahen, daß sie tauben Ohren predigten, da ließen sie das Lärmen höchsteigen fahren, und blieben mit ihren obskuren Produkten endlich ganz ruhig zu Hause.

Aber ganz anders betrug sich der Fürst gegen Vorschläge zu Verbesserungen in seinem Lande, und auf den mit Gründen unterstüzten Tadel von Einrichtungen, die, so alt sie auch seyn mogten, mehr schadeten als nüzten. Ein solcher Vorschlag mogte kommen, von wem er wollte, er wurde angenommen, und aufs strengste geprüft. Fand man, daß er unbrauchbar oder nicht ergiebig war: so dankte der Fürst in sehr gütigen Ausdrücken dennoch, und gab die Gründe an, warum man von dem wohlgemeynten und patriotischen Projekt keinen Gebrauch machen könne. So ging es z. B. einem berühmten Astronomen, welcher die Einführung eines hundertjährigen Calenders vorschlug.

Um Keinen abzuschrecken, wurden die Angeber von wirklich schädlichen und abgeschmackten Projekten nicht grob abgewiesen. Als daher vor-

geschlagen wurde, daß man zu den Gelegenheitsgedichten, Gevatterbriefen und Liebeserklärungen Stempelpapier nehmen mögte, um die fürstlichen Einkünfte zu vermehren: so hieß es blos, daß der Projektmacher in Gottes Namen zu den erwähnten Bedürfnissen Stempelpapier nehmen möchte: Andern aber müßte es freystehen, ihre Liebesbriefe zu klecksen, worauf sie Lust hätten, und wenns auf Löschpapier seyn sollte.

Gefiel aber ein Vorschlag — und er gefiel allemal, wenn er gut und ausführbar war: — so wurde er nicht nur angenommen und ins Werk gesezt, sondern der Urheber desselben wurde belohnt, sein Name öffentlich dankbar bekannt gemacht, und er selbst, wenn es sonst anging, mit gebraucht, den Vorschlag auszuführen.

Die Aemter im Fürstenthum waren bisher immer an Männer verpachtet gewesen, welche nur eine mäßige Abgabe gaben, und doch steinreich wurden, ob sie gleich die Güter wegen der Größe und des Umfangs derselben nicht hinlänglich anbauen und benutzen konnten. Diese sogenannten Oberamtmänner, Oberamtsräthe und Amtmänner waren nebenher gewöhnlich die ärg-

sten Geißeln der Unterthanen ihres Gebietes, die sie auf alle Art und Weise quälten und neckten. Die Unterthanen mußten ihnen übermäßige Frohndienste leisten; und die Schäfer derselben weideten den Bauern die Früchte ihrer Felder ab. Klagte der Landmann: so gewann allemal der Amtspächter: denn auch die Amtsjustitz hatte er mitgepachtet, und die Landesregierungen waren mit diesen Blutegeln gewöhnlich einverstanden: und wo hat wohl jemals die eine Krähe der andern die Augen ausgehackt!

Endlich wagte es ein einsichtsvoller, redlicher Oekonom, diese himmelschreyende Ungerechtigkeit und schändliche Mißbräuche dem Fürsten schriftlich vorzustellen, und nannte sich. Der edle Fürst, voll Kummer über dieses Unwesen, ließ den Mann kommen, der sich auch ohne Furcht einstellte. Ich sehe es beynahe selbst ein, lieber Mann, sagte Moritz, daß Sie Recht haben mögen, aber, mein Gott, die Güter müssen doch verpachtet werden: ich kann sie doch nicht selbst bebauen?

Der Oekonom: Das sollen Sie auch nicht, gnädigster Herr! Die Güter müssen allerdings verpachtet werden.

Fürst: Wohlan denn, so wird's immer noch Klagen geben: denn ich kann doch auch vom Pacht nicht nachlassen!

Der Oekonom: Im Gegentheil: Sie sollen noch mehr ziehen. Theilen Sie die Güter, eins in zehn, zwölf und noch mehr Theile; verpachten Sie diese Theile einzeln an Ihre treuen Unterthanen, an Ihre Bauern. Diese werden Ihnen den Pacht auch geben, und noch mehr, als die Pächter im Großen; sie werden ihren Antheil kultiviren wie die Oekonomen in England, wohlhabend dabey werden, und sich unter einander nicht beeinträchtigen.

Fürst: Wenn aber der Landmann wohlhabend wird, so wird er auch — wie man dieß meynt — muthig und widersezt sich.

Oekonom: Weniger, als wer nichts hat. Ich denke, wo Kraft und Muth ist, da kann man im Fall der Noth auch Kraft und Muth erwarten. Ew. Durchlaucht würden einen Bereiter wenig geschickt finden, der aus Furcht vor dem Abwerfen nur kraft- und muthlose Pferde sich halten und ziehen wollte.

Fürst: Ich bin ganz Ihrer Meynung. Sagten Sie nicht von Mehr-Pacht-geben, als die Pächter im Großen jezt geben?

Oekonom: Das sagte ich, und kann es nachweisen. Herr Amtmann Giesbeck z. B. hat das Amt Granitenheim in Pacht; und die Fruchtäcker dieses Amtes betragen an 65 Hufen. In eben dem Amte wohnt der Landmann Fortum, und hat nur 20 Hufen: und doch tragen ihm diese eben so viel ein, als dem Amtmann seine 65.

Fürst: Eben so viel?

Oekonom: Wenn nicht noch mehr! Sein Ackerland hat, durch die sorgfältige und anhaltende Bearbeitung, die Güte der Gartenerde, wie meist das Ackerland in England, und trägt darum eben so viel, als das weit größere aber nach dem gemeinen Schlendrian behandelte des Amtmanns. Zieht man bey diesem noch ab die Kosten, die ihm die mehrern Menschen und Pferde nebst Geschirr und Geräthe machen: so könnte es sich finden, daß Fortum sich besser stehe und dem Staate mehr nütze als Giesbeck. Nehmen Ew. Durchlaucht jezt an, daß die 65 Hufen des Amtmanns Giesbeck vertheilt und

an drey Fortums verpachtet würden: wobey ständen Ew. Durchlaucht, die Pächter und das Land besser?

Fürst: Sind aber alle Pächter ein Fortum?

Oekonom: Alle Amtmänner sind das noch weniger! Aber sobald mehrere Pächter durch drückende Abgaben und Beschränkungen weder ermüdet noch erschöpft würden, und von Jahr zu Jahr mehr einsähen, daß sie von den ihnen angewiesenen Grundstücken für sich und die Ihrigen hinlänglich gewinnen und, außer Pacht und sonstigen Ausgaben, immer noch zurück legen könnten: dann kenne ich den Landmann zu gut, als daß ich nicht Hundert gegen Eins wetten könnte, daß man in Zeit von zehn Jahren gegen vier Giesbecks vierzig Fortums zählen würde. Dadurch würde zugleich die Anzahl der Frohnbauern abnehmen, die Trägheit und Unzufriedenheit nebst dem Selbstschadloshalten oder Schadenzufügen dieser Leute sich vermindern, die frohe und thätige Selbstständigkeit derselben zunehmen, der Besitzstand sich vermehren, vermehren auch die sorgenlosere Bevölkerung und Erziehung, und durch alles dieses

zugleich auch das Einkommen, die Kraft und die Blüthe des Staates.

Fürst: Das alles läßt sich hören, lieber Mann, und ich wünsche nichts sehnlicher. Aber es giebt doch Sachkundige, welche für die Beybehaltung der großen Arondissements im Ganzen noch stimmen. Man hat sogar die Probe mit der Zertheilung der größern Bezirke in kleinere gemacht und nicht gefunden, was man erwartet hatte.

Oekonom: Freylich, wenn man dieß Leuten überläßt, oder Leute dazu anstellt, deren Interesse es erfodert, daß man nicht finde, was man sollte! Um dieses dann hintendrein zu beschönigen, sprechen diese Herren von überwiegenden Vortheilen, die eine größere und aus einem Mittelpunkt geleitete Bewirthschaftung haben soll. Diese, meynen sie, sey geschickt, große und einleuchtende Beyspiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combination der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte jedem

andern Gutsbesitzer zum Muster zu dienen.*) So sprechen diese Herren: aber Schade ist es, daß die Erfahrung anders spricht. Diese zeigt in den meisten Ländern, daß große Landesherrliche Domänen am schlechtesten bewirthschaftet werden, und also verhältnißmäßig weit weniger eintragen, als sie könnten und sollten. Aber eben so lehrt sie, daß mittelmäßige Besitzungen, zusammen genommen, überall weit ergiebiger sind, als große ungetheilte Ländereyen von gleichem Umfange. Um den Grund davon einzusehen, darf man nur die gewöhnlichen größern und kleinern Dorfwirthschaften mit einander vergleichen, und den Ertrag von diesen mit dem Ertrag von jenen größern Landesherrlichen zusammenhalten: und man wird finden, daß die Aussage jener Herren nur zur Beschönigung des

---

*) So auch sprach Herr Kriegsrath Genz in seiner Schrift an Friedrich Wilhelm III. bey dessen Thronbesteigung, den 16. Novemb. 1797. — Wir kennen den Herrn Kriegsrath zu wenig, um zu vermuthen, ob Ueberzeugung oder eine Art von captatio benevolentiae bey gewissen Herren, ihn eben die Sprache habe führen lassen. Wenn er aber das Zertheilen der Domänen ein immer etwas gewagtes, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitisches System nennt: dann scheint er uns den Schirach zu spielen.

Amtmännischen Despotismus, und nicht zur Bestätigung der Wahrheit dient. Davon, daß die Amtspächter gewöhnlich weniger Vieh halten, als sie nach dem Umfang der Grundstücke, auch bey der Stallfütterung, könnten, will ich schweigen, wenn gleich der daraus entstehende Abgang an Dünger und dessen Folgen dem Ganzen nicht wenig Eintrag thut. Einzelne Pächter müßten schon ihres eignen Vortheils wegen, der doch allemal ins Ganze übergeht, des Gegentheils beflissen seyn. Es liegt auch wohl im Menschen, sich um Intension wenig zu bekümmern, wenn Extension ihn sonst hinlänglich decket; aber zum guten Glück gilt dieß auch umgekehrt. Dann auch mögte ich wissen, was der beschränkte kleine Gutsbesitzer mit den großen einleuchtenden Beyspielen, die man in größern Bewirthschaftungen finden will, machen soll? Gewöhnlich hassen und verachten alle kleinern Gutsbesitzer die größern von fürstlichen Domänen — eben wegen der Beschränkung, die sie von ihnen erdulden müssen — zu sehr, als daß ihr Beyspiel, gesezt auch, daß sie als Oekonomen ein gutes gäben, auf sie wirken könnte. Der Landmann lernt von seines Gleichen am

liebsten; und giebt es unter diesen nur erst Einige, die den Ertrag der ihnen zugetheilten Besitzung von 30 Thalern bis auf 600 in drey Jahren bringen können: dann sehe ich nicht ein, warum beneidete und verhaßte große Gutsbesitzer ihnen zum Muster dienen sollen.

Fürst: Ich verstehe Sie, Freund: Sie haben nach meiner eignen Erfahrung recht! Nur kann man nicht leugnen, daß die Pächter im Großen, immer weit eher im Stande sind, zur Zeit der Noth dem Staate große Geldsummen vorzuschießen, als die einzelnen kleinern Pächter.

Oekonom: Wenn aber die einzelnen kleinern Pächter mit der Zeit, durch die größere Cultur der jezt nur schlendrianisch behandelten Grundstücke, der Kammer viermal mehr eintragen könnten, als die größern bisher eintrugen, und dadurch den Staat in Stand sezten, zur Zeit der Noth der Geldvorschüsse von Andern entübriget zu seyn: das, Gnädigster, wäre doch ökonomischer?

Fürst: Wollten Sie nicht die Güte haben, mir Ihre Auseinandersetzung schriftlich mitzutheilen?

Oekonom: Ew. Durchlaucht haben zu befehlen! Sollten Sie dieselbe aber der Kammer zum Gutachten vorlegen wollen: so kommen Sie, Gnädigster, nie aufs Reine. Hier können nur unverdächtige, ehrliche und patriotische Landwirthe entscheiden. Ich kenne deren viere, die sich mit Hab' und Gut verpflichten wollen, Ew. Durchlaucht, nach Verlauf der Pachtjahre des Amtmanns Giesbeck, noch einmal so viel Pacht zu geben, als dieser gegeben hat, sobald man ihnen nur erlaubt, das Amt Granitenheim in vier Theile zu theilen und sie ganz nach ihrer eignen Einsicht zu benutzen.

Fürst: Sie scheinen meiner Kammer eben nicht sehr zu trauen.

Oekonom: Wenn man mehrere Kammern etwas näher kennen gelernt hat, dann freylich fixirt sich eine gewisse Präsumption, die etwas mißtrauisch macht.

Fürst: Ich halte Sie für einen ehrlichen Mann: seyen Sie also offenherzig, und befürchten Sie von mir keinen Mißbrauch Ihres Zutrauens!

Oekonom: Wenn man ein Gutachten über eine Angelegenheit ablegen soll, die man selbst,

weder nach Grundsätzen noch nach der Erfahrung kennt, so ist das schon mißlich. Muß man sich gar Raths bey denen erholen, deren Vortheil es erheischt, sich das Gutachten über 1000 Louisd'or kosten zu lassen, dann ist das noch mißlicher; und am mißlichsten ist es vollends, wenn Verbindungen von allerhand Art es den Stimmenden oder Berichtenden beynahe unmöglich machen, den Patriotismus dem Egoismus vorzuziehen. Ich will mich näher erklären. Wenn unter dem Personale an einer Kammer die meisten entweder Schwiegervater, oder Onkel oder Bruder oder Vetter oder Freund oder Schuldner von den Pächtern der Domänen sind: sollte man da wohl ein unpartheyisches Gutachten über eine Sache, die diese mit beträfe, erwarten können blos nach der Sache? Wenn gar die Kammer und deren Anhang selbst die Minister für sich und ihre Stimme oder Entscheidung zu gewinnen wüßten: wie kann und soll da ein Fürst aufs Reine kommen, um selbst zu entscheiden, was der größere und kleinere Vortheil für den Staat und für ihn ist? Sie, Gnädigster selbst, würden einer Kammer wohl schwerlich trauen, die ein Mitglied an ihrer

Spitze oder an ihrer Seite litte, das selbst von den Betrügereyen am Staate sich Reichthümer gesammelt hätte. Dieß, Ew. Durchlaucht, sind blos Winke, die sie auf die Spuhr leiten können, den Thatsachen, die ihnen zum Grunde liegen, näher nachzuforschen. Mehr fodert der Patriotismus von mir nicht; und wenn Ew. Durchlaucht die Verrätherey auch nicht hassen sollten: so würden Sie an mir gewiß den Verräther oder heimlichen Angeber hassen, wenn ich namentlich diese oder jene Kammer, oder, was noch ärger seyn würde, diese oder jene Person daran nennen wollte.

Fürst: Ein Mann von dieser Denkungsart ist mir lieber, als ein Angeber; und darum bitte ich Sie, mir alles geradezu mitzutheilen, was Sie zum Besten meiner Unterthanen vielleicht sonst noch auf dem Herzen haben.

Oekonom: Das erste, was ich von dieser Art noch äußern könnte, ist die Anpflanzung und Pflege der Maulbeerbäume.

Fürst: Gut, daß Sie auch darauf kommen: doch sprechen Sie erst weiter!

Oekonom: Daß der Seidenbau für unser Clima eben nicht sehr passe, habe ich durch eine

zehnjährige Erfahrung, troz aller angewandten Mühe und Vorsicht, nicht ohne Nachtheil eingesehen. Was ich erfuhr, erfuhren auch Andere; und doch wird der Seidenbau noch immer beybehalten, blos weil er das Steckenpferd des Ministers Corberg war. Um ihn zu einem etwanigen Ertrag zu erzwingen, hat man den Landpredigern und Landschulmeistern es zur Pflicht gemacht, ihn vorzüglich zu betreiben. Dieß aber macht es den genannten Männern nothwendig, eins von beyden zu versäumen: entweder den Seidenbau, oder die Gemeinde oder die Schule. Oft haben sie gar keine Kenntniß davon, und noch seltner so viel Zeit übrig, als nach der Verschiedenheit der Witterung die genaue Abwartung der Seidenwürmer oder deren Entpuppung, nebst dem Ablesen der angemeßnen Nahrungsblätter, erfodert. In solchen Fällen müssen noch unerfahrnere Schulknaben ganze Körbe voll Blätter zum Vorrath herbeyschaffen, die dann natürlich welken und die Würmer erkranken oder sterben machen. Die Eyer zur neuen Anzucht taugen hernach auch so wenig, daß von einem Viertelpfunde oft kaum

der zehnte Theil ergiebig befunden wird. Was daher das eine Jahr hier und da an Seide gewonnen wird, geht das andere am Einkauf einer neuen Seidenwurmzucht wieder verloren. Hiezu belieben Ew. Durchlaucht die Plackerey mitzurechnen, welche die Plantage-Inspectoren dem armen Landmann mit dem Ankauf und der Pflege der Maulbeerbäume oft bis zur Schlägerey oder zur Verarmung zu machen wissen. Diese Herren halten sich die Baumschule gewöhnlich selbst, und das Stück Maulbeerbaum muß ihnen mit 8 gl. bezahlt werden. Es läßt sich begreifen, daß deren Interesse es mit sich bringt, recht viel Bäumchen jahraus jahrein anzubrigen. Schlechte Menschen giebt es nun genug, die durch Ausreißen, Abbrechen, Einhauen und dergleichen sie dazu verhelfen, gesezt auch, daß sie des Nachts oder bey schlechter Witterung es nicht selbst thun.

Fürst: Man sollte kaum glauben, daß die Bosheit der Menschen so weit gehen sollte!

Oekonom: Leider aber lehrt es die Erfahrung! Indeß was thut eine verfehlte Erziehung nicht, zumal auf dem Lande!

Fürst: Das habe ich auf meinem Landsitz freilich auch bemerkt: doch ich unterbrach Sie, und bitte fortzufahren.

Oekonom: Zu dem erwähnten Verlust und der Plackerey kömmt auch noch der mindere Ertrag der Grundstücke, die für die Zucht der Maulbeerbäume, deren ganze Strecken, in einigen Gegenden, man oft in neun Jahren nicht abblättert, benuzt werden. Sachverständige mögen Ew. Durchlaucht es bezeugen, daß der Ertrag von diesen Grundstücken, sobald man sie in Pacht giebt und mit Obstbäumen oder Weinstöcken bepflanzen läßt, den Ertrag des Seidenbaues viermal übersteigen wird. Die Finanzen Ew. Durchlaucht müßten durch diese Umänderung also weit mehr gewinnen als jezt; die Plackerey der Plantage-Inspectoren fiele dann weg; der Landmann bliebe von den Folgen einer niedrig-interessirten Schadenfreude weit freyer; der geheime Krieg aller gegen alle verlöre von seinem Zunder, und der Anbau wie die Veredlung des Weins und der Obstsorten würde zusehends emporkommen.

Fürst: Und was das Wichtigste für meinen Wunsch ist: ich könnte die erste Sorge meiner Regierung dahin gerichtet seyn lassen, eben wegen des vermehrten Ertrags meiner zertheilten Domänen und wegen wegfallender Besoldung so

vieler Aufseher, die man anderswo anstellen kann, die Abgaben meiner Unterthanen, sobald die Staatsschulden, welche die vorige Regierung gemacht hat, getilgt seyn werden, nach und nach merklich zu erleichtern, oder wenigstens keine neuen einzuführen.

Oekonom: Heil unserm Staate! So denkt kein Länder- und Raubsüchtiger Held; und darum sey diese humane Gesinnung das Thema für die Lobpreiser der Nachwelt! Ich aber, wie jeder gute Bürger unseres Landes, werden jene Gesinnung so zu schätzen wissen, daß im Fall der Noth Gut und Blut das Opfer dafür seyn werden!

Fürst: Keine Complimente, Freund, über etwas, was Pflicht einer jeden Regierung ist! Ich wünsche Sie weiter zu hören, wenn Sie noch etwas weiter zu erinnern haben sollten.

Oekonom: Wenn ich Ew. Durchlaucht nicht ermüde, so hätte ich wohl noch Manches.

Fürst: Ich bin kein Weichling; also nur weiter!

Oekonom: Die allgemeine Landplage mit dem Salpetersammeln wünscht jeder Patriot und

Menschenfreund auch je eher je lieber gehoben zu sehen. Sie drückt, leider, nur die Armen, und empört wahrlich schon durch den Anblick.

Fürst: Sie drückt nur die Armen, sagen Sie? Sind denn die Reichen davon ausgenommen?

Oekonom: Nach der Landesverordnung zwar nicht; aber das liebe Geld!

Fürst: Wie so?

Oekonom: Das blendet die Salpeter-Hacker, daß sie nur die Wände der Armen sehen und abhacken. Dieß lehrt der Augenschein, wenn man, troz des allgemeinen Verbots, um die Gärten und das Gehöfe der Reichen entweder Mauern, oder wenn hier und da ja noch Lehmwände, sie doch unangehackt antrifft. Diese Reviere, als gewöhnlich die größten, könnten den meisten Salpeter liefern: aber da sie ummauert sind, oder ihre Wände verschont bleiben, so werden die Wände der Armen desto ärger dafür hergenommen. Die armen Leute, die als Tagelöhner ohnehin so wenig Zeit und Kräfte übrig haben, müssen dann fast immer entweder neue Wände aufführen, oder die bis zum Einsturz abgehackten alten wieder an- und ausflicken;

und der bestochne, unbarmherzige Aufseher und Abhacker spotten noch ihrer Thränen. Ich habe selbst Reisende aus dem Wagen steigen und diese Unmenschen, über diesen empörenden Anblick, durchprügeln sehen. Ich selbst muß mich entfernen, wenn die Reihe an meine Wände kömmt, oder ich wäre nicht sicher, daß ich nicht drein schlüge.

Fürst: Ist das Abhacken denn so empörend?

Oekonom: Aus mehr als einem Grunde! Davon auch abgesehen, daß dadurch ein Bestandtheil von dem gesucht wird, was der Despot oft zur Tyrannisirung eben derer mitanwendet, auf deren Boden es ansezt, ist es äußerst beleidigend, wenn man sehen muß, wie der Abhacker einem die Wand ganz an- oder einhackt, nicht, weil er Salpeter daran bemerket, sondern weil er einen gleichsam zwingen will, daß man ihm spendire. Dann kränkt es auch um so ärger, je leichter, ergiebiger und schonender man den Salpeter auch sonst gewinnen könnte.

Fürst: Das mögte ich hören!

Oekonom: Auf den Gottesäckern und Schindangern!

Fürst: Da?

Oekonom: Gerade da, und zwar da am ergiebigsten und ohne Last und Empörung. Das Pulver hilft beyde Plätze nicht selten füllen; also können beyde zum Pulver auch wieder hergeben: das eine ist nicht grausender als das andere. Aber ein Quadratfuß Erde von einem der beyden Plätze enthält mehr Salpeter als vier Quadratfuß von abgehackter Wand-Erde. Alle Chemiker können es darthun, daß der Salpeter durch die animalische Gährung sich am meisten entwickelt oder zeuget: diese aber ist an den beyden Orten ganz zu Hause. Wenn also Dorf für Dorf einen Vorrath Erde auf ihren Gottesacker zusammenführe, und der Todtengräber angewiesen würde, die Erde jedes eingegrabenen Grabes auf einen Haufen zusammen zu karren, und das Grab mit der andern Erde wieder zuzufüllen: dann hätte man jährlich, zumal, wenn der Abdecker mit dem Einscharren des abgedeckten Viehes es eben so halten müßte, viermal mehr Salpeter, als man jezt hat; und die Unterthanen blieben ungeneckt, und das Personal an der Salpeterey verminderte sich von selbst.

Fürst: Wenn sich das so verhält, wie Sie da sagen: dann rechnen sie auf meinen Dank eben so zuverläßig, als auf meinen festen Entschluß, nichts unversucht zu lassen, was das Wohl und die Zufriedenheit meiner Unterthanen auf irgend eine Art begründen oder vermehren kann. —

Der Oekonom sprach mit eben der Unbefangenheit und Sachkenntniß von Mühlen- und Trankzwang, von Erschwerung des Anpflanzens wegen Hut und Trift, troz des allgemeinen Holzmangels, von der leicht möglichen und weit nützlichern Stallfütterung auch der Schafe, von der nachtheiligen Verordnung über die Einschränkung des Wollverkaufs, von der Ausübung der Hut- und Triftgerechtigkeit der Amtleute bis zum 11ten May nach dem alten Kalender — wobey er bemerkte, wie auffallend es sogar dem einfältigsten Bauer sey, in den hochgerühmten neuern Zeiten zu leben, und doch nach den alten geneckt und geschunden zu werden — von dem Abhüten der Bauerfelder durch die Amtsschafe bey Gelegenheit des nächtlichen Einhordens, von dem erzwungenen Brachhalten, von dem Verbot, nach Bequemlichkeit und Vortheil zu stoppeln, von Errichtung der Arbeitshäuser auf dem Lande,

zum Flachs- und Wollspinnen des Winters, von Verbesserung der Landschulen und der Lehrer darin, und vorzüglich von der strengern Wahl der Landprediger, um die Sittenlosigkeit des Landvolks durch Trunkenbolde, Ränke- und Händelmacher oder gar Hurenbengel und Ehebrecher nicht noch weiter um sich greifen zu lassen. —

Der Fürst, voll des besten Willens, überlegte alle Winke und Vorschläge des Oekonomen mit seinem Müller und andern sachverständigen, ehrlichen Männern: und in Zeit von zwey Jahren waren alle Domänen getheilt und in den Händen der Unterthanen. Der Anbau in jeder Rücksicht gewann augenscheinlich, wie der Wohlstand und die Bevölkerung. Da jezt mehr Geld in Umlauf war wegen der frohern und lebendigern Thätigkeit und Industrie: so nahm durch den erleichterten Brod-Erwerb das Armuth merklich ab, mithin auch die Sittenlosigkeit und die Verwilderung durch Müßiggang aus Mangel an Verdienst. Wie die Unterthanen gewannen, so gewann auch der Fürst, und zog jezt eine halbe Million mehr als vorher. Da, wo sonst Maulbeerbäume gestanden waren, sah man jezt Weinberge und Obstgärten.

Eben so ging es mit der Umänderung von alle dem, was der Oekonom angeregt, und der Fürst und seine Räthe gut und ausführbar gefunden hatten. Der Fürst ging dabey überall offen und väterlich zu Werke, und dadurch verschwand das Mistrauen der Unterthanen gegen die Regierung, das unter der vorigen gar arg um sich gegriffen und die Staatsfeste merklich erschüttert hatte.

Smith über die National-Reichthümer und Büsch über den Geld-Umlauf waren zwar damals noch nicht in den Händen der Staasmänner, aber der scharfsichtige und patriotische Müller hatte die Kunst ausstudiert, alle Staatsräder so in Gang bringen zu helfen, wie wenn die genannten Schriftsteller seine Rathgeber und Wegweiser gewesen wären. Obgleich der Erfolg davon die Reichthümer des Fürstenthums von unten bis oben bis zum Verwundern vermehrte: so wurden doch Geldanleihen im Lande veranstaltet, aber nur um die Unterthanen durch den Thron, und den Thron durch die Unterthanen mehr zu sichern. *)

*) Frankreichs Schulden stürzten in neuern Zeiten Frankreichs Thron: Englands Schulden halten Englands Thron — noch — aufrecht. Wie und warum weiß jeder, wer Smith und Büsch gelesen hat. Die Tendenz von Müllers Anleihen ist dadurch erklärbar.

Als der Schildaer Professor Geckhausenius merkte, wo Moritz mit seiner Reform hinauswollte, da schrieb er flugs eine Abhandlung über und wider den Adel, den alten wie den neuen, und bewies darin philosophisch-historisch-politisch — wie er es nannte — a) daß kein Fürst das Recht habe, zwischen sich und seine Unterthanen einen Mittelstand einzuschieben, b) daß der Geburts-Adel ein Product der barbarischen Jäger- und Räuberzeit sey, und seine Urkunde der Gültigkeit blos durch das Recht des Stärkern erworben hätte, c) daß er zwar vorzeiten Vorzüge mit Ausschluß genossen, aber dagegen auch die Last der Landesvertheidigung getragen habe, d) daß er diese nun nicht mehr trage wegen der Söldner, die der Fürst auf Kosten der Bürger und der Bauern halte, und daß er darum entweder auf seine Befreyung von den Staatsabgaben und auf die Beförderung zu den höchsten und einträglichsten Posten verzichten oder nicht anders als bekennen müsse, daß er auf Kosten aller übrigen Mitbürger sich wie ein privilegiirter Bettlerstand oder wie die Bettelmönche in der katholischen Kirche, für nichts und wieder nichts füttern, kleiden und bedienen

lasse, e) daß dieß eine niedrige Denkungsart zeige, deren jeder Edle sich schämen müsse, f) daß der Fürst, nach dem gemeinen Spruch: qui sentit commodum, sentiat et onus, das Recht, ja, die Pflicht auf sich habe, von eben denen die größten Abgaben zu fodern, welche den größten Vortheil vor allen übrigen genössen; g) daß die Adlichen, wofern sie dieses weigern würden, dann sich offenbar weder als einsichtige, billige Patrioten, noch als gute Staatsbürger zeigten, sondern als politische Amphibien, die der tiefsten Verachtung werth wären, u. s. w.

Was Geckhausenius geschrieben hatte, führte Moritz, zur allgemeinen Verwunderung und Zufriedenheit unerschütterlich aus: aber Geckhausenius hatte vorher davon gehört, und kopirte also Moritzens Denkungsart, ehe dieser danach zu handeln anfing. Moritz las sonst von feilen Schriftstellern keinen Buchstaben.

Eine vortreffliche Verordnung machte Moritz auch in Rücksicht der Advokaten. Vorher waren lauter privilegiirte Rechtsführer da gewesen, und zwar hatte jeder Gerichtshof seine eigenen, außer denen es keinem Menschen erlaubt

war, auch nur das Geringste vor Gericht zu verhandeln. Diese Menschen waren oft die unwissendsten Bursche, hatten die Rechte blos obenhin studiert, und trieben den traurigsten Unfug. Andre waren Erzrabulisten, verdrehten Recht und Gesez, und dienten wohl gar zwey Partheyen in einer und derselben Sache zugleich. Dabey standen sich diese Männlein mit den Richtern gut, und gewannen und verlohren die Processe, je nachdem diese es für gut hielten. Es war also im Fürstenthum Colchis die elendeste Rechtspflege, die sich nur denken läßt; und doch kam niemals Klage über Ungerechtigkeit der Regierungen, oder der Stadt- und Amts-Gerichte — weil jeder ohnehin wußte, daß Klagen von der Art mehr verderbten als fruchteten. Da die Herren obendrein einmal privilegiirt und ihrer nur wenige waren, da sie ferner für ihre Deserviten fodern durften, was sie wollten, indem die Taxe, wie das goldne Vlies, geheim gehalten wurde: so fehlte es ihnen niemals an sehr einträglicher Praxis.

Moritz sah diese Misbräuche längst ein, und gab daher gleich nach angetretener Regierung es jedem frey, seinen Proceß zu treiben,

durch wen er wollte. Nun ging das Ding bald anders! Die Gerichtshöfe blieben zwar anfangs, wenn gleichs etwas glimpflicher, noch bey ihrer Art, das Recht hin und her zu drehen: aber nachdem ehrliche und sachkundige Männer dem Fürsten die deutlichsten Proben der neuerdings begangnen Filoustreiche vorlegten: so wurden Mehrere solcher Linksmacher auf die Festung Felsenburg geschickt, und die übrigen wurden gleich artiger. Die alten schlendrianischen Advokaten sahen indeß ein, daß ihre goldne Praxis nun ein Ende hatte, und legten sich weislich auf etwas Einträglicheres: der eine ward ein Strumpffabrikant, der andere ein Mehlhändler, der Dritte ein Schenkwirth u. s. w.

Ich habe schon zu Anfange dieses Kapitels verlauten lassen, daß ich nur etwas weniges von der weisen Regierung unsers Fürsten melden wollte, und übergehe darum, wenn gleich ungern, dessen vortreffliche Anstalten in jeder Stadt Korn-Magazine und Leihbanken, nur zu drey Procent, zu errichten, der Armuth und dem Wucher zu steuern, der Sittenlosigkeit abzuhelfen, und die Polizey, wie das Militär, überall in guten Stand zu setzen. — Ich habe noch Einiges von

meinem Haupt-Thema, von Schilda, zu reden, und mag statt eines Oktavbändchens keinen Folianten in die Welt schicken.

Neunzehntes Kapitel.

Reform der Universität zu Schilda.

Schwerenoth, sagte der Kanzler Schneller, zu seinem Freund Lipps, laßt uns reformiren, Bruder, oder der Fürst reformirt, und wir kommen zu spät und zu kurz. Du siehst ja, er reformirt in allen Ecken und Enden.

Lipps: Gesagt ist das bald, Bruder, aber die Ausführung mögte wohl schwer halten. Es ist hier ja alles in Grund und Boden verhunzt.

Kanzler: Ja wohl! Aber etwas muß doch werden, sollt' es auch nur zum Schein geschehen. Fürs erste müssen alle Hazardspiele verboten werden, bey Strafe der Relegation.

Lipps: Aber, Bruder, die Professoren spielen ja mehr Hazardspiele, als die Studenten!

Kanzler: Die laß immer spielen; aber die Studenten sollen fernerhin das nicht mehr: denn, wie ich Dir sage, es muß reformirt werden, es muß!

Die Reform ging vor sich: die Pedelle mußten täglich die Kaffeehäuser, die Kneipen und Keller der Universitäts-Destillatörs heimsuchen, die Spiele verbieten, und nur sogenannte Kommersspiele zulassen. Die lieben Herren zu Schilda hatten sich aber einmal so stark ans Spiel gewöhnt, daß sie lieber „Lustig meine Sieben" — „Daus um Daus" — „Die neue Fahrt" oder „Spitzbübern" — „Reversino und dergleichen spielten, als daß sie den elenden Zeitvertreib, welchen Karten und Würfel gewähren können, ganz und gar aufgegeben hätten.

Vorher ertönten in Schilda alle Kneipen von „Paroli — Six la va — Gut stehn sie — Onze et dem — Noch acht Groschen aufs Bild;" jezt hörte man nichts als, „Pereat das Daus! — Wenn's was ist, sagt Schnabel — Hau ihn, sagt Lukas — Erstanden! — Null angemacht!" und wie die Kunstwörter der löblichen Kommersspiele weiter heißen. *) Die Studenten hörten

*) In dem supplément au dictionnaire de le Roux findet man — Man denke! — mehr als 7000 franzö-

nun zwar auf, öffentlich Hazardspiele zu treiben, aber heimlich sezten sie die Unart doch fort, und öffentlich verderbten sie ihre Zeit mit Kommersspielen. Die Faulsten bey den Büchern, waren die fleißigsten bey den Karten.

Eine andre Reform nahm der Kanzler mit den Bordellen vor. Sie wurden den Studenten gänzlich untersagt, und täglich durch Häscher scharf visitirt. Trafen diese — Studenten und Mädchen darin an, so wurden sie aufgehoben und bey Wasser und Brod auf drey Tage eingesteckt. Aber da es viel barmherzige Schwestern zu Schilda gab, welche auf ihre eigne Hand wohnten, ohne von der Polizey gestöhrt zu werden: so frequentirten die Herren diese, und das war eben so gut, und vielleicht noch schlimmer, als wenn sie ins Bordel gegangen wären. Ihre Beutel litten wenigstens zehnmal ärger.

Um den Studenten das Dorfsteigen zu verleiden, wurde allen Pferdeverleihern anbefohlen,

---

sische Ausdrücke, die blos das Spiel betreffen. Es ließe sich leicht auch eine ziemlich starke Sammlung deutscher Spielredensarten auffinden; aber bey weitem keine so starke. Wir spielen also einförmiger, wenn auch nicht weniger.

keinem Studenten Pferde oder Wagen zu vermiethen. Da aber die Herren nicht mehr aufs Dorf reiten oder fahren konnten: so rennten sie zu Fuße dahin, und lagen nicht selten mehrere Tage da. Also war auch durch dieses Verbot gar nichts gebessert.

Andere unnütze Verordnungen dieser Art machte der Kanzler in Menge, und schickte sie jedesmal fein artig ans Curatorium zu Colchis, und dieses, das auch noch nicht reformirt war, überreichte sie dem Fürsten mit Lobeserhebungen des patriotischen Eifers der Schildaer Herren. — Moritz schwieg zu all den Fracen lächelnd still: denn er hatte noch nicht Zeit, sich an Schilda zu machen. Die Colchischen Herren glaubten nun, ihr Fürst billige und genehmige alle die neuen Anstalten, und schrieben an den Kanzler, daß der Fürst sein allerhöchstes Wohlgefallen an seinen Verfügungen haben müßte, weil er sie jedesmal lächelnd annähme und bis jezt noch nichts darüber erinnert hätte.

Schneller und Lipps glaubten endlich selbst, sie und Schilda würden bleiben, was und wie sie wären, und der Fürst würde die hohe Autorität des Herrn Prorektors, und des akademi=

schen Senats nach wie vor bestehen lassen, und den Herren erlauben, ihre Rechte und Privilegien weiterhin so willkührlich auszuüben, wie man sie ihnen Anno Domini 1559 — im Stiftungsjahr der Universität Schilda — zugestanden hatte. Sie ließen daher auch alles wieder gehen, wie es konnte, und begnügten sich, von Zeit zu Zeit an das Curatorium und den Fürsten zu berichten, daß die Wissenschaften, nebst den guten Sitten recht im Aufnehmen wären. Alle Professoren zu Schilda dedicirten dem Fürsten ihre Bücher in den kriechendsten, verächtlichsten Ausdrücken, und auf seinen Geburtstag feyerten Professoren, Studenten und Bürger Feste durch Illuminationen, Bälle, Kommerse und Päpste, wie vorher nicht ärger.

Indessen war der Fürst Moritz mit der Haushaltung zu Schilda nichts weniger als zufrieden. Er kannte sie durch Müller, M. Schwarz und Andere mehr als zu gut, und war daher längst ernstlich darauf bedacht, dem Unwesen dereinst abzuhelfen. Aber wie er es anfangen sollte, darüber klügelte er noch immer mit seinem Freund und Rathgeber Müller.

Beyde wußten aus vielfacher Erfahrung, daß man eher eine Horde von Huronen oder Yrokesen reformiren und zur Räson bringen könnte, als eine gelehrte Handwerksinnung, Universität genannt.

So schwer ihm aber die Sache auch vorkam, so wichtig schien sie ihm doch und so nothwendig. Er beschloß also, Hand anzulegen; und sobald seine Hauptgeschäfte es zuließen, besprach er sich in einer Conferenz darüber mit Müller, Schmid und Stein: denn er kannte die Einsicht und die Rechtschaffenheit dieser Freunde, und wußte, daß sie ganz die Männer waren, von den vorgelegten vielen Verbesserungsplanen den beßten mit auszuheben.

Es ist vergebens, gnädigster Herr, wiederhole ich, sagte Müller, daß wir an eine Verbesserung der Universität denken, ehe wir uns um bessere Schulen bemühen. Unsre Studenten auf den Universitäten lernen größtentheils wenig oder nichts, weil sie auf den Schulen auch wenig oder nichts gelernt haben, und weil ihnen die wenigsten Schullehrer Geschmack an den Wissenschaften beyzubringen wußten.

Fürs andere sind unsre meisten Studenten Wüstlinge und führen ein Schandleben; aber schon als Schüler fangen sie in der dritten Classe, ein solches Leben an, und die wenigsten Lehrer haben die Kunst inne, junge Leute zu erziehen, und ihnen gute Sitten beyzubringen. Seit einiger Zeit hat man sogar angefangen, mit jungen Leuten umzugehen, als wenn sie große Herren wären; und dadurch hat man den Dünkel dieser unreifen Menschenkinder nur erst recht rege gemacht und vermehrt. Von der Krone aller Tugenden des jugendlichen Alters, von der einnehmenden Bescheidenheit, findet man unter ihnen beynahe keine Spur mehr. Die meisten suchen sogar eine Ehre darin, ihre einseitige, winzige Erfahrung, ihre Bruchstücke von Kenntnissen, ihre unverdaute Lectüre und ihre oft kindischen Einfälle überall aufzudringen, ohne sich um den oder die zu bekümmern, mit denen sie eben umgehen. Jeder soll dem geschwätzigen, zudringlichen Jünglinge Stand halten, und dieser merkt das bedeutende Stillschweigen, oder das mitleidige Lächeln eines feinen, aber aus Güte schonenden Gesellschafters nicht, und wird durch Demüthigung oder Beschämung nicht klüger. Einige

wollen gar Genies seyn, und binden sich darum an nichts, und treiben mit dem Excentrisiren ein Wesen, daß es sehr heilsam seyn würde, diesen unbärtigen Bübchen die Nothwendigkeit einer regelmäßigen Lebensart a posterio mit Ruthen einzubläuen. Andere suchen ihre Größe und Stärke in der erbärmlich-rohen Burschensprache, und zeigen durch deren fleißige Anwendung, wie weit sie noch von Geschmack und Wohlstand entfernt sind. Kurz, unsere meisten Schulen sind gerade das Gegentheil von dem, was sie seyn sollten: und so lange sie das bleiben, müssen die jungen Leute immer noch verwildern.

Man will haben, daß sie auf der Universität sich anstrengen, und fleißig seyn sollen, und doch spielt man mit ihnen auf den Gymnasien! Da soll nach der sogenannten vernünftigen Pädagogik, die ich aber für sehr unvernünftig halte, alles spielend gelernt werden, Sprachen, Erdbeschreibung, Geschichte, kurz alles wird spielend beygebracht, das heißt, man spielt mit den Knaben, und fragt wenig darnach, ob etwas hängen bleibt, oder nicht. Arbeit aber und Anstrengung vermehrt die Kräfte der Seele, wie die des Körpers, und ich bin versichert, daß die

neue Pädagogik keinen einzigen großen Mann, keinen wahren Gelehrten bilden wird. Höchstens springt hier und da, wenn sonst die Umstände sehr günstig sind, ein glänzender Süßling, ein eleganter Ignorant heraus, deren es jezt nur gar zu viele giebt. Also, gnädigster Herr, wäre mein Rath, erst die Schulen besser einzurichten, und dann an die sentina malorum, ich meyne, an die Universität zu Schilda zu gehen.

Der Fürst fand Müllers Vorschlag für gut: und die Reform der Schulen im ganzen Fürstenthum ging vor sich. Ich kann aber auch nur wenig von den Schulverbesserungen im Fürstenthum Colchis anbringen, da ich mich vorzüglich noch mit Schilda zu beschäftigen habe. Eins und das andere will ich doch anführen.

Die Lehrer, die man tüchtig fand, wurden durchgängig so besoldet, daß sie niemals, der Besoldung wegen, Ursache finden durften, den Schülern um Geld zu schmeicheln und nachzugeben, oder sich nach einem andern Posten umzusehen, und noch viel weniger ums liebe Brod Bücher zu schreiben, zu korrektiren oder großen

Kindern akademische Vorlesungen über Dinge zu halten, die nicht in ihre Sphäre gehörten — über den moralischen Imperativ, über die Aristotelisch = Kantischen Categorien, oder gar über die Chemie.

Schulferien wurden nur wenige gestattet, aber alle sogenannten Aktus, alles Komödienspielen, Deklamiren und ähnliche Läppereyen wurden gänzlich untersagt. Sie leiten, wie Müller sagte, blos zum Superficiellen, zersplittern die Zeit und verläppschen die jungen Karaktere. Alles anhaltende äußere Gepränge, das nur Heuchler und Augendiener zieht, folglich nur übersirnißt und das Innere ungebildet läßt, wie öffentliche Ehrentafeln und dergleichen, das unterbleibt forthin, hieß es in der Vorschrift an die Directoren der Pädagogien und Gymnasien. Man hat ja der Beyspiele zuviel, daß junge Leute mit feinerm Gefühl, die als Zöglinge oder Schüler alles aufbothen, um auf der Ehrentafel oben an zu glänzen, nachher, sobald die Augendienerey aufhörte, auf der Universität sich für die vorher erheuchelte Verläugnung so ausschweifend schadlos zu halten suchten, daß ihre Eltern sich genöthigt sahen, sie

zurück zu rufen, um sie nicht ein schändliches Opfer ihrer Ausschweifungen werden zu lassen. Es fehlte hier blos an fester innerer Bildung, an die diese Schwächlinge, ob der äußern Ehren-Tortur, wenig gedacht hatten. *)

Wollten die Zöglinge zur Erholung sonst etwas lesen, so durften sie nicht lesen, was sie gern hätten mögen, sondern was ihre Vorgesezten für gut fanden. Die Zöglinge hatten indeß Freunde unter den Studenten, die vorher ihre Mitzöglinge gewesen waren; und wenn sie von diesen, diesen oder jenen Roman loben hörten, dabey aber befürchteten, daß man ihn zu lesen ihnen nicht gestatten mögte: so hatten sie Frisörs und andere dienstbare Geister an der Hand, die ih-

---

*) Illa cupiditas honoris quam dura est Domina! sagt einer, der aus eigner Erfahrung es recht gut wissen konnte, Cicero in seinen Paradoxen V. 2. —

Plures jam passim famam, dictamine mentis
Spreto, concupiunt: intenti laudibus omnes,
Vt laudentur, agunt, et vix laudabile curant,

sagen die Fragmenta psychologico - moralia von Hn. Bispink, S. 70. Sie sagen ferner S. 84:

Virtutis mors est, virtus mercede locata.

Denn boni viri ut simus, si non ipso Honesto movemur, sed utilitate aliqua atque fructu: callidi sumus, non boni, sagt wieder Cicero, Leg. I. 41.

nen unbemerkt ihn zusteckten: und nun lasen sie, wo und wie sie konnten; und eben dieß Lesen schadete dann, als etwas Verbotenes, doppelt. Konnten sie das vorgelobte Buch auf die erwähnte Art nicht haben: so wurden die Titel von all demartigen Zeug sorgfältig aufgeschrieben: und kaum waren sie der strengen Aufsicht entronnen, dann lasen sie Tag und Nacht, um das Versäumte nachzuholen, propften ihre Phantasie voll mit Bildern, die ihren Kopf und ihr Herz fesselten und regten, versäumten darob wohl gar die Collegien, und kamen durch das Ueberpropfen der Phantasie endlich dahin, daß sie einen befriedigenden Gegenstand dafür des Abends in der Sinnenwelt auf den Gassen aufsuchten, und so lange Phantasie und Sinne wirken ließen, bis Körper und Seele verhunzt waren.

Um diesem mehrseitigen Uebel vorzubeugen, ließ der neue Schulplan jedem Zögling und Schüler es frey, sich seine Lectüre zu wählen, wie er es für gut fand. Aber damit die neugierige und unerfahrne Jugend auch hier durch zwanglose, unmerkliche Aufsicht vernünftig wählen, lesen und beurtheilen lernen mögte für die Zukunft: so sollten die Zöglinge oder Schüler,

Stuben- oder Classenweise, eins von den gewählten Büchern der Reihe nach herumlesen, und dieß in einer bestimmten Lesestunde, die zugleich zur Erholung dienen sollte. Nachher mußte jeder seine Meynung sagen über die Aussprache und den Ton eines Jeden im Lesen, und dann über das Gelesene selbst, einmal in Rücksicht auf die Schreibart, und dann in Rücksicht auf den Inhalt, und zu Ende des Buches über dessen Anlage, Ausführung und Richtung. Der Lehrer hieß die Urtheile entweder gut oder er berichtigte sie, und seine, wie der Lehrlinge Aussage wurde auf ihren jedesmaligen Grund zurückgeführt; und so lernten sie vorsichtiger wählen, mit mehr Aufmerksamkeit und richtiger lesen und das Gelesene nach Grundsätzen der Grammatik, Logik, Aesthetik und Moral beurtheilen. Zugleich hatte man Anwendung und Wiederholung des Gelernten, u. s. w.

Um das Wegrutschen unreifer Schüler zur Universität zu hemmen, durfte Keiner aus der zweyten oder dritten Classe dahin abgehen, bey Strafe, im Lande niemals befördert zu werden. Vor dem achtzehnten Jahre wurde auch Keiner, als Akademiker, angenommen.

Um den Fleiß und die guten Sitten aller Studierenden, auch durch Aussicht auf Belohnung für die Zukunft, aufzumuntern, mußte eine Conduiten-Liste über alle studierenden Landeskinder, von der untersten Schule bis zur obersten, geführt und vierteljährig dem Curatorium der Schulen zugeschickt werden, mit Bemerkung: Ob der Schüler Anlage zum Studieren habe, und in welchem Fache vorzüglich? Ob er sie fleißig ausbilde, und ob er Vermögen besitze, sich die äußern Bildungsmittel, als Bücher, Reißzeug, Landkarten und dergleichen anzuschaffen? Ob er sich guter Sitten befleissige? u. s. w. — Der Unfähige, der Verdorbene, der in der dritten Classe das noch war, mußte das Studieren aufgeben und sich zu einem andern Brod-Erwerb anschicken. Der Fähige, der seine Fähigkeit immer fleißig benuzte und bis zur obersten Classe sich durch gute Aufführung zugleich hervorhob, hatte das nächste Recht auf Stipendien und Unterstützung; und zeigte er sich eben so während seines akademischen Lebens: auch auf baldige Beförderung zu einer Stelle, wozu er nach der Conduitenliste, die bey Beförderungen ganz allein entschied, die meiste Fähigkeit und das meiste Verdienst gezeigt hatte.

Kein Schüler, der Medicin oder Jura studieren wollte, durfte sich vom Studium der griechischen und lateinischen Sprache lossagen: denn Fürst Moritz glaubte, wie Friedrich, der Zweyte, daß die Kenntniß dieser Sprachen einem künftigen Gelehrten, wenn gleich nicht unumgänglich nöthig, doch äußerst nützlich sey und zur wahren Zierde ihm immer dienen könne. Mehrere Verfügungen dieser Art, vorzüglich in Rücksicht auf die Lehrer, übergehe ich. Man kann sie, nach dem Vorhergehenden, zum Theil schon errathen. Steife Pedanten, die hauptsächlich auf äußern Schimmer sahen, wurden angestellt, wo sie weniger schaden konnten. So wurde einer schon darum als Zuchthausprediger angebracht, weil er aus eingewurzeltem Schildaismus über der Thüre zu seiner Classe eine Tafel hatte anbringen lassen, worauf mit goldnen Buchstaben folgende Verse zu lesen waren:

O dreymal glücklich, wem die Gunst
Der Muse Lieb' und Sinn für Kunst
Tief in die Brust gesenket!
Ihm rinnt ein nie erschöpfter Quell,
Der ihn mit Wonne, rein und hell
Wie Morgen-Aether, tränket.

Mag doch an Lais voller Brust
Die Fülle schwelgerischer Lust
In Marmorsälen wohnen;
Mag doch, in Seid' und Gold gehüllt,
Auf Flaum, der sanft elastisch schwillt,
Verlarvtes Elend thronen;

Mag doch der Geizige sein Gold —
Dem Thoren blinkt es blendend hold —
Mit eitler Freude zählen;
Mag doch den blutbegier'gen Held,
Bethöret durch das Lob der Welt,
Der Durst des Ruhmes quälen;

Wen, Muse, deine Gunst erhebt,
Erfreut dies nicht: sein Geist entschwebt
In weite Sonnenfernen:
Er schaut herab mit kaltem Blick
Auf kleiner Seelen Schimmerglück,
Und wandelt unter Sternen. *)

---

*) Wie man sich doch trügen kann, wenn man etwas blos meynt! So meynte ich, die Original-Fragmente zu diesen Annalen ganz allein in Händen gehabt zu haben; und endlich stoße ich, wie von Ohngefähr, auf ein Gedicht, worin die hier angeführten Strophen auch enthalten sind. Es ist das Gedicht: „Dem Hn. Carl Morgenstern, „der Philosophie Doctor und bisherigem Professor in (zu) „Halle, am feyerlichen Tage Seiner Einführung zum „öffentlichen, ordentlichen Professor der Beredsamkeit und „Dichtkunst am akademischen Gymnasium in Danzig ge„widmet, von sämtlichen Studierenden, 1798, den 29ten „November." — Woher die sämtlichen, zu Danzig Stu-

Zwanzigstes Kapitel.

— — — Immedicabile vulnus
Enſe recidendum eſt. — — —

Nachdem man glaubte, für die untern Schulen, vor der Hand hinlänglich geſorgt zu haben, kam die Reihe an die Reform der Univerſität zu Schilda. Fürſt Moritz trug dem Doctor

dierenden, die Strophen wohl erwiſcht haben mögen? Und warum ſie gerade auf Herrn Carl Morgenſtern angewendet? — Daß die Muſe ihm Lieb' und Sinn für — Kunſt tief in die Bruſt geſenkt habe, weiß man auf der Dresdner Gallerie zwar lange; auch lange anderwärts, daß ſein Geiſt gern entſchwebt in weite Sonnenfernen — durch Reiſen: aber daß er unter Sternen wandle, indem er kein Aſtronom iſt, und mit ſtolzem Blick, der einem Doctor der Philoſophie ſehr unphiloſophiſch anſteht, auf kleiner Seelen Schimmerglück herabſehe, ſo lieb ihm ſein Gehalt auch ſeyn wird: das iſt es, was uns befremdet. — Eben ſo befremden uns die Varianten, deren eine in dem zweyten Verſe der dritten Strophe für: „Dem Thoren blinkt es blendend hold" zu unäſthetiſch ſagt: „Wie blinkt dem Thoren es ſo hold!" und dann im vierten Verſe der vierten Strophe das: „mit kaltem Blick" in „mit ſtolzem Blick" umgeändert hat. Doch, Herr Carl Morgenſtern wird Gymnaſiaſten dergleichen ſchon zu Gute halten, wie nicht minder, nach unſrer ſublunariſchen Wenigkeit, wir,

Schmidt, seinem Leibarzt Stein und dem Professor Müller auf, dahin zu reisen, den Zustand der Universität genau zu untersuchen, und von ihr, wie von Schnellers Reform Bericht abzustatten. Wären nicht alle Drey recht brave Männer gewesen, die mit nichts weniger umgingen, als mit schadenfroher Rachsucht: so hätte sich der Fürst an niemanden schlechter wenden können, als an Leute, die alle drey ehemals eben nicht zum besten zu Schilda waren behandelt worden. Aber so waren sie nicht diese Herren! Wenn wir nach Schilda kommen, so müssen wir es machen, wie der berühmte Wolf, sagte Müller zu seinen Collegen. Als dieser wieder nach Halle kam, wo man ihn vorher weggedrängt hatte, that er, als sey er niemals zu Halle gewesen, und als kenne er die Leute dort nicht, die ihn einst verfolgt und verketzert hatten.

Die Herren zu Schilda fuhren indeß mächtig zusammen, da diese Herren Commissarien ankamen und dem Senat melden ließen, daß sie auf Befehl des Fürsten da wären, nicht, wie ehemals geschehen war, die Rechtgläubigkeit, sondern die Haushaltung der Universitäts-Her-

ren zu untersuchen. Das war ihnen ein fürchterlicher Schlag: denn ihr eignes Gewissen belehrte sie, daß sie auf alle Fälle schlecht wegkommen würden, zumal da Schmid, Müller und Stein die Commissarien waren.

Stein ging gleich den andern Tag zum Kanzler Schneller, und brachte ihm folgenden Brief von des Fürsten eigner Hand:

Mein lieber Herr Universitätskanzler,

Sie haben mir durch die Entdeckung einer höllischen Kabale einen Dienst geleistet, den ich nicht unbelohnt lassen darf. Sie haben sich zwar auch mancher Vergehungen schuldig gemacht, indem sie an den schändlichen Streichen Antheil nahmen, welche die Obscuranten meinem Bruder gespielt haben; aber alles sey Ihnen vergeben, so wie Ihrem Freund, dem Doktor Lipps. Aber Ihre Stelle können Sie nicht behalten, aus Gründen, die ein Mann von Verstand, der Sie, als Kanzler, immer seyn werden, von selbst einsehen muß. Also rathe ich Ihnen, wenn Sie sonst wollen, die Stelle des gewesenen Oberforstmeisters Ekols-

sach anzunehmen, welcher wegen schändlicher Concussionen hat müssen abgesetzt werden. Der Doktor Lipps wird auch wohl thun, wenn er das Amt eines Chaussee-Inspektors annimmt, wozu er, wie ich höre, Fähigkeiten besitzen soll. Ich rathe Ihnen beyden aber wohlmeynend, in Ihren neuen Aemtern keine Kabalen weiter zu spielen: denn unter meiner Regierung, soll und darf dieß durchaus nicht geschehen. — Ob Sie zwar beyde von ihren Aemtern gleich abgehen müssen, so will ich doch, daß Sie bis zu Ende der Untersuchung in Schilda bleiben, um den Commissarien auf Ansuchen an die Hand zu gehen.

Moritz.

Schneller klatschte in die Hände, als er das Schreiben gelesen hatte, und rief laut auf: Vivat der Fürst! Ewig will ich ein ehrlicher Mann seyn, und Lipps wird es gewiß auch seyn. — Hierauf sagte er zu Stein: Sie wundern sich vielleicht, Herr Leibarzt, daß ich mich unter der vorigen Regierung mit den Kabalistereyen zu Colchis und hier abgegeben habe: aber wenn Sie meinen Lebenslauf hören sollten, so würde von dieser Verwunderung viel

verschwinden. Um leben zu können, mußte ich, so Unrecht ich daran auch gethan habe, mit Schurken unter Einer Decke spielen: die Regierung gab selbst Anlaß dazu. Ich verstehe Sie, erwiederte Stein, aber mit kalter Miene, und versicherte blos noch, daß jederman, der forthin ehrlich handelte, so lange des Fürsten Schutz genießen würde, als er ehrlich handelte, und schied.

Schneller ließ den Senat zusammenberufen, und nachdem alle da waren, und Plaz genommen hatten, und über die Dinge, die da kommen sollten, zitternd und bebend da saßen, sprach er also:

Auf mein unterthänigstes Ansuchen haben Seine Durchlaucht, unser allergnädigster Fürst, in Gnaden geruhet, mir das Amt eines Oberforstmeisters zu Dambhausen aufzutragen. Ich danke dem gnädigsten Fürsten herzlich und unterthänigst, und bin hoch erfreut, von einer Stelle erledigt zu seyn, welche ich am Ende doch noch würde niedergelegt haben. Denn nachdem die Herren Commissarien angekommen sind —

Ja, fiel Professor Schnutenius ein, nachdem die Herren Commissarii angekommen sind, glauben Sie, daß man die schändlichen und närrischen Vorschläge, welche Sie haben machen helfen, untersuchen werde, und wollen nun den Kopf aus der Schlinge ziehen!

Schneller: Ich war damals blos Sekretär, und bin nicht responsabel für das, was der akademische Senat that. Die Herren darin sind ja klug genug für sich! Was ich habe veranstalten helfen, z. E. das Geschäft mit den Vorbellen, das habe ich auch schon wieder abgeschafft. Also gehe ich ruhig und getrost ab, werde aber, so lange die Herren Commissarien hier sind, jeder akademischen Sitzung beywohnen, um den Herren die Untersuchung erleichtern zu helfen.

Da saßen nun die Herren vom akademischen Senat, wie die armen Sünder; und als gleich darauf die Commissarien hereintraten, legitimirten diese sich näher und foderten das allgemeine Protocoll von zehn Jahren her. Das Protocoll wurde herbeygeschafft, und bey der Untersuchung desselben fand es sich: daß duselige und herrschsüchtige oder unsachkundige grobe Pro-

rektoren, Professoren, Syndici und Pedellen meist allemal es selbst verschuldet hatten, wenn Tumulte oder andere ärgerliche Auftritte entstanden waren. Die Herren hatten sich beynahe in den meisten Fällen benommen, wie massive Dorfrichter, die von Polizey und Justiz nicht den mindesten Begriff haben. Sehr oft ergab es sich, daß der Herren linkisches Wesen, wie absichtlich, etwas angezettelt hatte, wobey ihre Willkühr oder ihre Geldschneiderey ihren Vortheil antraf. Jeder Prorektor hatte ein anderes System befolgt: der Eine ein gelindes, um sich Zuhörer und dadurch mehr Honorar zu verschaffen; der Andere ein strenges, um seine Herrsch- und Habsucht besser befriedigen zu können.

Aber oft auch konnten die Commissarien sich nicht enthalten, laut aufzulachen. Besonders machte es ihnen Spaß, wenn die jämmerlichsten Harlekinaden, und die possierlichsten Affenstreiche in einer ernsthaften akademisch-syndikalischen Sprache abgehandelt und erörtert waren. Nun, das hätte ich nimmermehr gedacht, sagte Müller: ich bin doch lange hier in Schilda Professor gewesen, aber solche Bocksstreiche sind mir doch nicht vorgekommen!

Dann werden Sie auch, erwiderte Schneller, nicht oft auf die Session gekommen seyn.

Die Untersuchung ging rasch von Statten, und nach vierzehn Tagen ging Müller nach Colchis ab, um dem Fürsten von dem zu referiren, was man gefunden hatte.

Moritz ließ sich das Untersuchungsprotokoll vorlesen, und ein Lächeln, mit Bitterkeit vermischt, war auf seinem Gesichte sichtbar, die ganze Zeit über, die Müller vorlas. Als dieser fertig war, sagte der Fürst: Nun wundere ich mich nicht mehr, daß in unserm Lande alles so erbärmlich zuging, wie wir, leider, der Spuhren davon gar zu viele antreffen! Aber wie hätte es wohl anders kommen können, da unsere Minister, Aerzte, Geistliche, Beamten, kurz alle, welche dem Lande durch Einsicht und Kenntnisse hätten dienen sollen, an einem Orte und auf einer Anstalt zu ihren künftigen Aemtern vorbereitet wurden, wo man nicht einmal künftige Hofnarren zur Vorbereitung hinschicken sollte. Indeß was einmal geschehen ist, das ist geschehen: doch ist es meine Pflicht, das Unwesen zu verbessern, oder vielmehr die Affen-

zucht zu Schilda zu zerstören, und etwas Besseres an deren Stelle anzubringen.

Einige Tage überlegte Moritz mit Müllern und einigen andern einsichtigen Männern, was weiter zu thun sey. Dann mußte noch ein Regiment Soldaten in Schilda einrücken, und Tages darauf las Stein folgendes fürstliche Schreiben im akademischen Senat vor:

Ich Moritz, Fürst zu Colchis, habe mit großem Unwillen längst erfahren, und jezt mir leider beweisen lassen müssen, daß die Lehrer und Geschäftsmänner der Universität zu Schilda schon seit langer Zeit, und fast ohne Ausnahme, in allen Stücken so gehandelt haben, als wüßten sie gar nicht, zu welchem Zweck man sie angestellt und besoldet habe. Was die gegenwärtig daselbst angestellten Männer betrift, so ist vom Prorektor an bis auf den lezten Professor extraordinarius der sogenannten Weltweisheit, vom Direktor bis auf den lezten, der Orthographie sogar ganz unkundigen, Auscultator und Pedellen, den Professor Schnutenius ausgenommen, auch fast kein einziger, der seine Schuldigkeit gethan hätte. Da aber die Männer, die doch meistens Gelehrte

sind, wenigstens es seyn wollten, und billig es hätten seyn sollen, indem sie, als solche, sich hoch und theuer besolden ließen, so äusserst pflichtvergessen gehandelt haben: so kann ich in Zukunft kein Zutrauen mehr in sie setzen, und will daher, daß sie von dem Tage der Bekanntmachung dieses Edikts, insgesammt, jedoch mit Ausnahme des Schnutenius, ihrer Stellen, die sie bey der Universität gehabt haben, verlustig seyn sollen. Da ich aber nicht gesonnen bin, ihre Weiber und Kinder brodlos zu machen, oder sie selbst, wenn sie es gleich verdient haben, dem Mangel preis zu geben: so werde ich ihnen durch meine in Schilda anwesenden Kommissarien anderwärts Stellen zu ihrer Beschäftigung und zu ihrem Unterhalt anweisen lassen. Auch soll in Absicht der Studenten das Nöthige bald verfügt werden. Wonach sich zu achten.

Moritz.
Vt. Müller.

Da nun hätte man die Gesichter und die Hand- und Fußgeberden sehen sollen! Die meisten Herren waren wie erstarrt, sperrten die

Mäuler auf, und verdrehten die Augen, wie die Juden am Hamansfest. Andere stampften mit den Füßen, tobten und schimpften, wie Schirach und die Eudämonisten: die Kommissarien aber lächelten, und ließen Senat Senat seyn.

Schnutenius begleitete sie, drehte sich an der Thüre um, und nach einer tiefen Verbeugung gegen seine ehemaligen Herren Collegen, rief er: „Was du säest, das wirst du erndten! Hab zwar Mitleid mit den Herren; aber sagt' ich nicht öfters: Sero sapiunt Phryges. —"

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Magister Sienius war durch eine neue Ausgabe des Eulenspiegels, mit historisch-kritisch-moralischen Noten, im Auslande, als ein großer Gelehrter, bekannt geworden, und

hatte daher kurz vor der Revolution zu Schilda, eine Vokation nach Vortehude als Rector bekommen, wohin er jezt auch trotzig genug abging. Er lebte aber dort eben so obscur, als immer in Schilda. Er war schlottrig und von gar keinem mündlichen Vortrag.

Der Professor Fünfkäs hatte einen derben Folianten über den Titel ff. de tigno immit. geschrieben; und dieser Foliant hatte ihm auf einer kleinen winzigen Universität eine Professur ausgewirkt. Auf dieser winzigen Universität war er aber noch immer der alte Fünfkäs, der er in Schilda gewesen war, und hielt, als Prorektor, auf seine Würde so impertinent arg, daß er einem Fremden, der von Ferne her, als Zeuge auf den Senat kam, nicht einmal gestatten wollte, sich nieder zu setzen, ohnerachtet dieser ihm vorstellte, daß er vom Aderlassen schon lange einen bösen Fuß hätte, und daher unmöglich länger stehen könnte. Er ließ ihn eher ganz weggehen, als niedersitzen. Das hielt Herr Fünfkäs, als Repräsentant eines erhabenen und hochweisen Senats, unter seiner Würde!

Noch einige andere Professoren, wie Schleidan und Silander, fanden im Auslande ihr

Unterkommen, und machten es auch da eben so, wie sie es in Schilda gemacht hatten; ja man will bemerkt haben, daß mehrere jezt hin und wieder existirende Professoren ehemals Lehrer oder Studenten in Schilda gewesen seyn müßten, weil ihr ganzes Wesen perfekt schildaisch sey.

Alle diese Herren, die abzogen, hielten um ihre Dimission ziemlich derb bey dem Fürsten an: dieser aber, um des gelehrten Bauerwesens auf einmal los zu werden, ließ in Schilda folgendes ans schwarze Bret schlagen:

Ich Moritz, Fürst zu Colchis, mache hiemit bekannt, daß ich es recht sehr gern sehe, wenn die bisherigen Professoren zu Schilda anderwärts im Auslande Aemter und Brod finden. Wer also abziehen will, mag es thun, ohne mich und sich mit Nachsuchung um Erlaubniß dazu zu beunruhigen.

Moritz.

Nun schrieen die Herren über Verachtung der Gelehrsamkeit und der Gelehrten; aber der Verfasser dieser Annalen merket an, daß zur Verachtung der Gelehrsamkeit Niemand mehr

beyträgt, als die Herren Gelehrten selbst. Ama litteras in te, mi Politiane, earum ornamento, schrieb einst Lorenz von Medicis an seinen Freund. Aber wie viele Gelehrte sind denn wohl, welche eine Zierde der Wissenschaften genannt zu werden verdienen? Zu Schilda wenigstens gab es deren äusserst wenig, und außer Schilda? — Je nun, ich denke an das: Loripedem rectus! —

Die meisten Schildaer Herren waren indeß so unberühmt im Auslande, daß sie sich nicht einmal Hofnung machen konnten, nach Gießen oder an eine andere Universität von der Art berufen zu werden, und erklärten daher, daß sie sich gänzlich der Fügung Seiner Durchlaucht überlassen wollten, nur baten sie um anständige Versorgung. Die soll ihnen werden, sagte der Fürst, und bestallte wirklich einen jeden nach seinem Verdienst und Character.

Herr Stax, JCtus ward Oberaufseher über die Holzplätze zu Colchis, und zwar deswegen, weil er die Gewohnheit hatte, die Bücher auf seiner Bibliothek so schön zu schichten, daß keins um einen halben Zoll vor dem andern herausstand. Dabey war er so gewissenhaft, daß

er, um die schöne Ordnung ja nicht zu stören, niemals ein Buch aus seiner Reihe zog.

Herr Pillendrechsler erhielt den Posten eines Oberkrankenwärters im Hospital zu Colchis. Er liebte das Schleichen und Herumstöbern.

Herr Dykins ward Beysitzer der Polizeykommission: denn der Fürst wußte, daß er gern widersprach, und haßte die Einigkeit der Mitglieder dieser Kommission.

Herr Simon hatte sich unlängst todtgesoffen; und — man denke! — in dieser Lage fand ihn selbst Fürst Moritz bey einem Spazierritt in der Nähe von Colchis auf freyem Felde an einem Fußsteig. Er hatte Müllern eine Bittschrift für sich überreichen wollen, und vor lauter erträumter freudiger Aussicht in die Zukunft, hatte er sich, mit M. Kindleben, in dem Proostkrug, anderthalb Meilen von der Residenz, in Doppelkümmel übernommen bis zur Entzündung.

Herr Sauerkraut bekam die Aufsicht über die Erleuchtung der Stadt Schilda: denn ob er gleich, als Professor der Theologie, das Licht der Vernunft stark hatte unterdrücken hel-

fen, so glaubte Moritz doch, daß er sich des körperlichen Lichts der Straßenlaternen desto fleissiger annehmen würde. Er liebte die Bälle und Abendsschmäuse, und ging gewöhnlich erst punkt Elfe nach Hause.

Einer von den Doktoren und Professoren der Medicin kam als Kellermeister in den fürstlichen Keller: denn weil er neun hundert und neun und neunzig mal bey medicinischen Disputationen präsidirt hatte, so schien es dem Fürsten, daß er ein guter Kenner des Weins seyn müßte.

Herr Doktor Quarz, den man von S. 109 im II. Th. noch kennen wird, und der, wie der erhabene Verfasser des Traité de la vie heureuse, das wahre Glück im Bordel und noch mehr in den Saufkneipen zu suchen gewohnt war, — weswegen man ihn das luderöse Schwein zu nennen pflegte, — ward Aufseher über die Brandweinbrennereyen und den Schweinmarkt. Da er sich, troz seiner niedrigen Lebensart es dennoch herausnahm, alles durchzuhecheln, was nicht so war, wie er, oder was ihm irgendwo im Wege stand, oder je darin gestanden war: so riefen ihm sogar die Schüler auf der Straße zu: Medice, cura te ipsum! Uebrigens war er,

wenn er nicht heroisch um sich klozte, eben nicht übel, und meynte es gar nicht arg, wenn er den Leuten die Epistel las. Er war so ein Stück von Manichäer, gut und nicht gut, je nachdem Schnapps oder Brühahn ihm sein Zenith gestellt hatte.

Herr Syndikus Spindelfuß, der immer grimassirte und die Leute vor Gericht massiv anfuhr und überschrie, ward Mühlen-Inspector; und nun mogte das Mühlengetöse noch so arg poltern: jeder Knappe hörte ihn bis in den Mühleselstall. Er fing bald einen Mehl- Milch- Fisch- und Schweinhandel daneben an: denn um seiner gestrengen Herrlichkeit die gute, nachsichtige Laune nicht zu verderben, machten die Knappen ihm Präsenter über Präsenter, freylich, wie das in den Mühlen nicht anders zugeht, meist immer auf Kosten Anderer.

Herr Professor Sammelsurius, der auch durch Winkel-Advokaterey für geschwächte Mädchen, um deren Willen seine Frau ihm nicht ein bißchen mehr gut war, gern etwas verdiente, und der die fatale Unart an sich hatte, überall, wo man ihm eine Tabaksbüchse zum Pfeifestopfen anbot, während des Stopfens die ganze

Faust schnaubend wegzukrapsen, erhielt die Stelle eines Aufsehers bey der Tabaksfabrik zu Colchis, starb aber bald darauf an einer Unverdaulichkeit, die ihm sein Lieblingsgericht, Speck und Klumps, zugezogen hatte.

Der Pedell Krummnick ward Oberhäscher, und der andere, Schleicherus, Visitator auf der Accise.

Der Aktuarius Bubpick, wurde als Leichenbitter, und der Auskultator Vorbrust als Klingelsacksträger angestellt.

So versorgte Fürst Moritz alle Herren, welche sonst die Alma Schildana hatten ausmachen helfen; und die Herren fanden selbst in der Folge, daß sie sich zu ihren neuen Aemtern besser schickten, als sie sich zu ihren ehemaligen geschickt hatten. Nur dann und wann, wenn sie sich mit ihren respektiven Collegen herumzankten, erinnerten sie sich an ihre ehemalige Würde, und riefen aus: Herr, was wollen Sie? Bin ich nicht Professor gewesen? und bin ich nicht noch Doktor, Magister oder Licentiat? Denn Doktorwürde, Magisterium und Licentia sind unauslöschliche Charaktere.

Als die Reforme der Schildaer Professoren ihren Anfang nahm, waren die Studenten ruhig, als sie aber merkten, daß auch ihr Wesen ganz aufhören sollte, wollten sie das durchaus nicht zugeben, und rebellirten — auf sich studentisch. Alle — blos die sogenannten Amicisten ausgenommen — versammelten sich vor dem Hause, worin die Kommissarien logirten, mit Hiebern, Knütteln und Steinen, und schickten an die Herren eine Ambassade, welche mit der größten Impertinenz die Erhaltung der Studenten-Privilegien fodern mußte. Als ihnen dieses nun rundum abgeschlagen wurde, gingen sie fort, und verkündigten den übrigen ihre fehlgeschlagene Gesandtschaft. Darüber gerieth alles in Harnisch, und die Kommissarien wurden aufs feierlichste periirt, und die Fenster ihres Logis eingeworfen.

Aber der General zu Schilda, ein sonst humaner Mann und sogar Freund von allem, was ächt gelehrt aber dabey gutgesittet heißt, ließ auf Befehl von Fürst Moritz einige Patrouillen herumgehen, welche Mehrere aufgriffen, und die Andern ohne alle Mühe zerstreuten, wie die-

ses bey tumultuirenden Studenten nur gar zu leicht ist. Die Eingezogenen wurden gleich den folgenden Tag vorgenommen und auf freyen Fuß gestellt, jedoch mit der Bedeutung: daß so gut man auch einen Studenten- Auflauf und eine kindische Fensterkanonade, wie die Herren es zu nennen beliebten, von einer förmlichen Rebellion zu unterscheiden wüßte; auch einsähe, daß solche aufwallende Schwindeleyen selten einen ernsthaften oder gar einen gefährlichen, ja, größtentheils nur einen momentanen Zweck haben und gewöhnlich weiter nichts seyen, als Explosionen eines jugendlich-unsinnigen Renommistismus, die Herren von ihrer Seite doch eben so einsehen würden, daß es für sie, als Zöglinge auf der höchsten Stufe der litterären und moralischen Bildung, sich durchaus nicht schicke, der Anordnung und dem Befehl eines Fürsten entgegen zu streben, der zu ihrem und des Landes Beßten jeden eingerißnen Unfug abstellen und ihnen alle die Mittel verschaffen und erleichtern wolle, wodurch sie in den Stand gerathen müßten, dereinst, jeder nach seinem Fach, dem Vaterlande als gute brauchbare Bürger zu dienen und dadurch Ehre und Brod zugleich einzuernd-

ken. Dieß, fügten die Commissarien hinzu, bäthe man, nicht aus der Acht zu lassen und, als Zöglinge von Einsicht und Vaterlands- wie Ordnungsliebe, sich mit Dank Verfügungen zu unterwerfen, die ihr eignes Wohl nicht minder nothwendig mache, als das Wohl des ganzen Landes. Sollten aber, was man freilich nicht weiter erwarte, Einige dennoch es wagen, in dem Vorhaben des Fürsten einen Vater zu verkennen: so müßten sie ihnen andeuten, daß die Commission die Vollmacht habe, jeden insultirenden Trozkopf, mit Hülfe des Militärs, alsdann den Richter fühlen zu lassen.

Eben dieß erschien am Schwarzen-Brete, aber mit dem Anhang: daß alle Studenten, welche Lust hätten, nach der neuen Einrichtung weiterhin zu Schilda zu studieren, ihre Namen bey der Kommission angeben sollten, und zwar innerhalb acht Tagen; die andern aber, die dieses nicht thun würden, mögten sich nach Verlauf dieser Zeit wegbegeben, oder gewärtigen, daß man sie, vielleicht gar auf eine ihnen unangenehme Art, aus der Stadt bringen würde.

Dieser Anschlag erregte viel Aufsehen. Anfangs hieß es durchaus: ehe wir unsre Namen

den Kerlen da oben angeben, gehen wir lieber alle zum Teufel! Soll denn der Bursche den hunzföttischen Philistern da von Colchis unterthan seyn? Nein, Brüder, das wäre für uns entehrend! Auf! — Auf, wer ein braver Bursch' ist; und wir wollen den Kerlen schon zeigen, daß man mit uns nicht umgehen darf, wie mit Soldaten und Gnoten!

Bravo! rief der hinzukommende Senior Nastorp: ich bin gleich dabey! Aber sagt mir erst, Brüder, was gewinnen wir am Ende? Man ergreift uns, schleppt uns nach der Felsenburg, oder beschmiert uns den Rücken mit Korporalssalbe und bringt uns über die Gränze!

Immerhin! riefen Andere. Fort nur mit den feigen Memmen, und wer noch ein braver Bursch' ist, der folge! — Ein Haufen sonderte sich, fing an: „Ein freyes Leben führen wir" — und schritt vorwärts. Aber hinterwärts kam auch schon eine Patrouille, deren Anführer die Schreyhelden bath, nur gemach ruhig zu Hause zu gehen oder zu gewarten, daß er sie ergreifen und nicht aufs Carcer, sondern, wie er den Befehl habe, ins Stockhaus führen würde.

Nastorp trat von neuem heran, und da Röner und die übrigen von ihrem Freundschaftsbunde ihm, wie sie es zum voraus besprochen hatten, Gehör gaben: so wirkte seine Vorstellung; und fast einhellig versprachen alle, ruhig zu bleiben, sobald er es dahin bringen würde, daß kein Soldat um sie sich weiter bekümmern dürfe. Nastorp und Röner übernahmen dieß, und des erstern Anrede an die Commissarien war folgende:

Meine Herren,

Der Tumult der Studenten ist Ihnen ohne Zweifel eben so unangenehm, als er es sehr vielen von den Studenten selbst ist. Das Mittel, ihn zu stillen, steht indeß ganz in ihren Händen. Entfernen Sie nur alle Gewalt, zumal militärische: und wir stehen dafür, daß in einigen Tagen alles freywillig geschehen wird, was jezt jeder Gewalt die Spitze biethet. Um die Studenten auf den Universitäten zu bändigen, muß man ihnen nur Frist lassen, sich zu besinnen. Sie sind ein mobile vulgus, oder sollten Sie diesen Ausdruck für akademische Bürger unanständig finden: so sind sie mobilium turba Quiritium. Thomasius hatte aber nicht ganz Unrecht,

als er den Studenten für ein zweybeiniges Thier ausgab, Quod non velit cogi, sed persuasione duci. Wir wissen zwar, daß die ehemalige päpstliche Privilegien- und Exemtionen-Zeit vorüber ist, und daß der Student, als Student, gerade das wenigste Recht hat, einen Staat im Staate zu machen. Als ein Staatssprößling, auf dessen Unterricht und Bildung so viel und lange gewirkt ist, sollte er auf der Akademie Einsicht und gute Sitten genug haben, die öffentliche Ruhe nie zu stöhren und jeden landesherrlichen Befehl aufs pünktlichste zu befolgen. Allein ein bis jezt reger Renommisten-Sinn, den die bisherige akademische Polizey hier nur zu sehr unterhalten und verwöhnt hat, ist es vielleicht, meine Herren, worauf wir Sie bitten dürfen Rücksicht nehmen zu wollen. Die ingenuae artes sind hier bis jezt noch nicht ingenue betrieben worden; und darum sind die Sitten der hiesigen Studenten noch roh, und sie — wie Wilde. Die Uebersicht der ganzen Einrichtung und Führung unserer Universität überzeugt schon uns davon: wie viel mehr Sie, meine Herren! Aber auch eben dieß ist es, was uns von Ihrer Einsicht erwarten läßt, daß man mit den ver-

zogenen großen Kindern unter uns Mitleid haben und nur noch einige Tage Ruthe und Stock zurück halten wird: und wir versprechen das Beßte.

Die Commissarien dankten dem Nastorp und Röner in sehr verbindlichen Ausdrücken, sagten ihnen ihre Bitte zu; und siehe da: kaum hatten die bisherigen Amicisten und deren Freunde den andern Tag ihre Bereitwilligkeit, der neuen Einrichtung des Fürsten in Allem zu folgen, den Herren kund gemacht: so erschienen nach und nach beynahe Alle, gaben ihre Namen an, und erklärten, daß sie sich in Rücksicht ihrer Studien gänzlich den Anordnungen des Fürsten überlassen wollten.

Einige widerspenstige, fast lauter Theologen, wurden zum Thor hinaus gebracht, welche dann nach Kappershausen, Gießen, Altorf und sonstwohin wanderten, um ihr renommistisches Wesen dort weiter zu treiben.

Den bisherigen Lehrern der Amicisten, den Herren, Schwarz, Rothe und Köhler, wurde aufgetragen, einstweilen nützliche Collegia über humanistische Gegenstände zu lesen. Sie thaten es, und da sie gut lasen, hatten sie Zuhö-

rer genug. Der eine erklärte die Bücher des Quintilianus, der andere erzählte die Geschichte des Fürstenthums Colchis öffentlich, und der Dritte betrieb die Classiker; und alle drey wußten ihren Vortrag so zu würzen, daß meist alle Studenten in diesen Lehrstunden ihre Zuhörer waren.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Neue Einrichtung der Universität zu Schilda.

Der Fürst Moritz und seine Räthe sahen sehr richtig ein, daß eine Universalfabrik, worauf künftige Lehrer der Religion, nebst Staats- und Geschäftsmännern, Aerzten, Dichtern, Philosophen und Schullehrern zugleich gebildet werden sollen, ganz und gar nichts tauge: und daß die Herren in diesem Stück recht dachten, lehrt, leider, die leidige Erfahrung so vieler gelehrten Universalfabriken in Deutschland, vornehmlich die zu X, zu Y und zu Z. Auch auf

sie paßt das Bild von dem Thurmbau zu Babel: denn auch hier hämmert und zimmert jeder nach seiner Innung, aber mit so einem Gepolter und Durcheinanderlaufen und Zusammenstossen wegen der Menge und der Verschiedenheit der Meister, der Gesellen und Handlanger, daß zulezt keiner mehr den andern versteht, einer den andern hindert, ja, einer dem andern entgegen meistert, und dadurch denn alle ganz natürlich eine Verwirrung hervorbringen, die den symmetrischen und eumetrischen Bau des Ganzen eher stöhrt, als fördert.

Also wurde die sogenannte Theologie, das Jus und die Medicin gänzlich von der Schildaischen hohen Schule getrennt. Man ließ ihr zwar den Namen einer Universität, aber die Würden des Kanzlers, Prorektors, Direktors, Syndikus, und wie die übrigen Prälatur-Personagen aus den päpstelnden Zeiten mehr heißen, wurden gänzlich aufgehoben. Die Professoren waren von einander ganz und gar unabhängig und standen geradezu unter dem Curatorium zu Colchis. Der Fürst sorgte für brave, gelehrte Männer, deren mündlicher Vortrag durchaus als deutlich, leichtfaßbar und unterhaltend

erprobt seyn mußte; und diese lehrten die Philosophie, die Mathematik, die Geschichte, die schönen Künste, die Sprachen und die Erdbeschreibung gründlich und mit Geschmack; und so bereiteten sie die jungen Leute zu den sogenannten höhern Wissenschaften, die, wie man bald finden wird, anderwärts hin verlegt wurden, vortrefflich vor.

Wie vorsichtig der Fürst in der Wahl der neuen Lehrer war, und wie sehr er darauf hielt, daß sie gute Menschen durchaus seyn mußten, zeigt dieß, daß er einen gewissen Schaumannichius, der von fern her ihm empfohlen wurde, verwarf, weil er erfuhr, daß er ein Narr auf seine Larve war, statt Gründlichkeit ästhetischen Schnickschnack in der Philosophie mit lateinischer Schrift auftischen ließ, und vorzüglich, daß er zwey Mädchen mit Eheversprechen, und das eine davon sogar mit wirklicher Verlobung hingehalten, und endlich eine ganz andere geheurathet hatte, und dieß obendrein blos aus Hofnung auf Protection. Der Kerl ist ein Schurke, sagte Moritz: und Schurken können mir nicht dienen. Nicht einmal zu einem Universitätsbothen wollte er einen jungen Menschen nehmen

lassen, nachdem ihm hinterbracht war, daß er ein Süßling und dabey so unverzeihlich stolz sey, daß er sich sogar seiner Mutter schäme, und an Markttagen, wenn sein Weg ihn über den Markt führe, einen Nebenweg nehme, um von seiner Mutter, die dort in einer Bude Strümpfe verkaufte, vor den Leuten nicht angesprochen seyn zu wollen. Der arme Sünder hieß Schallerduft. Eben so strenge verfuhr Moritz in der Wahl aller übrigen. Was er demnach wählte, war gewiß gut und brauchbar. Er wählte beynahe lauter anderwärts abgesezte oder verfolgte Männer, indem er meynte, daß diese wenigstens liberal denken und keine Heuchler seyn müßten.

Jeder Student, der im Lande dereinst befördert seyn wollte, mußte wenigstens zwey Jahre in Schilda studiert, und ohne Ausnahme die allgemeinen Humanitäts-Wissenschaften, vorzüglich Geschichte und Philosophie, betrieben haben. Wo der Mensch versäumt ist, sagte Moritz, kann der Bürger nicht gut werden. — Damit aber die Unkosten des Studierens nicht zu hoch laufen mögten, wurden alle unnöthigen Ab- und Ausgaben abgeschnitten, welche auf

andern Gelehrten-Innungen nur gar zu häufig sind.

Kein Student bezahlte etwas für die Matrikel: denn da er nicht den geringsten Vortheil, Rang oder Privilegium durch sie erhalten darf, sagte der Fürst: so wäre es unbillig, für so was noch Geld zu nehmen.

Um die Professoren nicht zu nöthigen, durch Nachsicht gegen die Unart der Studenten sich Zuhörer und Honorar zum Auskommen anzuschleichen, oder andere Neben-Erwerbszweige zum Nachtheil ihres Hauptberufs einzuschlagen: so ließ Fürst Moritz sie alle sehr gut besolden, und sie hatten ihr reichliches Auskommen. Da nun eben darum kein Student die Collegien mit Geld noch honorirte: so durfte der Minderbemittelte, um sich vom Honoriren zu befreyen, nicht betteln, kriechen, lügen oder heucheln lernen; und er konnte, wie der Mehrbemittelte, jezt alles mitbenutzen, was in den Hörsälen zu benutzen vorkam.

Damit auch die Professoren von dem Dämon des Finanzgeistes ungestöhrt bleiben und den übrigen Einwohnern die gemeinen Lasten nicht vermehren oder die Mittel, sie zu erschwingen, nicht erschweren mögten: so war es ihnen un-

tersagt, den Bürgern die bessern und geräumigern Häuser wegzukaufen, dadurch die vermögendern Studenten an sich zu locken und so durch Stubentmiehe, der übrigen Bürgerschaft des Jahres mehrere tausend Thaler zu entziehen. *) Landgüter durften sie noch weniger kaufen. **)

---

*) Hochbeinige Studenten suchen ein Art von Ehre darin, bey einem Professor zu wohnen, sehen darum über die Andern hinweg, und erregen dadurch oft Feindschaft und Händel. Ich könnte von mehr als fünf Universitäten Beyspiele darüber anführen. Auch weiß ich Beyspiele die Menge, daß Professoren-Studenten oft noch liederlicher mit sich und dem Ihrigen umgehen, als andere, und daß folglich Eltern, die das Universitätswesen nicht kennen, sehr irrig glauben, ihre Söhne seyen gut aufgehoben, wenn sie erfahren, daß sie bey einem Professor wohnen. — Ich wohnte einst auch bey einem: aber was halfs! — Die Professoren haben bey der jetzigen Universitäten-Verfassung auch etwas ganz anders zu thun, als daß sie, wie Freund, sich um ihre Hausgenossen bekümmern könnten. Eine strengere Aufsicht auf Ordnung und was dahin gehört, würde überdem ihre Stuben leer machen: und das kann man ihnen doch — jezt — nicht zumuthen! Also — lassen auch sie es gehen, wie es geht!

**) Wenn dieser und jener Professor, bey jeder eintretenden Besoldungs-Vakanz, um Vermehrung seiner Besoldung jedesmal einkömmt, indem er sich auf die Unmöglichkeit beruft, sonst auszukommen, und wenn das Oberschul-Collegium oder Curatorium nun so erfährt, daß der querulirende Herr Supplikannt dennoch Geld genug übrig hatte, sich ein Haus mehrere tausend Thaler kosten zu lassen, ohne doch eignes Vermögen dazu gehabt zu haben: so mögt' ich wohl wissen, ob die Vorsteher jener Collegien nicht auf den Gedanken kommen mögen: daß der Finanzgeist dieses Herren wohl leicht reger sey, als dessen wissenschaftlicher

Allen ordinären Professoren wurde ein sogenannter extraordinärer, als Anzögling, zugefügt, und hatte auch Besoldung zur Gnüge. Seine Pflicht war, Tag für Tag auf bestimmte Stunden, in welchen sein College nicht las, zu Hause zu seyn, um als Repetent jedem über Zweifel oder Dunkelheiten Auskunft zu geben. Auch diente er als Supplent, im Falle der ordinäre durch Krankheit oder nöthiges Verreisen am Unterrichtgeben verhindert wurde. Starb der Ordinäre, oder wurde dieser anderswo befördert, oder unvermögend vor Alter oder Schwäche; und hatte man seit seiner Anstellung zum Anzögling gegen den Adjunkten nichts: so war die erledigte Stelle und Besoldung seine. Ihm folgte als Anzögling und Repetent wieder ein Geschickter.

Gemeinsinn, und ob sie dann einander nicht ansehen mögen mit der geheimen Frage: risum teneatis amici? — Indeß, so lange in gewissen Ländern der Korporal mehr gilt, als der geschickteste Schulmann: so kann man den Herren es nicht sehr übel nehmen, wenn sie gelehrig sind und im mindern Maaße eben so zu — acquiren suchen, wie dieser oder jener Fürst, Mätresse, Minister oder Rath! Gilts doch heutzutage vielen Diplomatikern gleichviel, ob List oder Stärke sie in den Besitzstand bringt! — Und soviel kömmt denn auf Consequenz an — von Oben bis Unten! —

Um zu verhüthen, daß die gute Besoldung all die Herren nicht lässig machen mögte: so erhielten die Schulen das Recht, wenn dergleichen bemerkt würde, es dem fürstlichen Commissär anzuzeigen. Auch achtete darauf der Referent ans Curatorium, welches Amt der Antheil des Professors Schnuntenius geworden war, nebst einem Gehalt von 800 Thalern.

Da alles Innungsmäßige aufgehoben ward, und der Fürst durchaus auf den Grundsatz hielt: Liberalia liberaliter tractanda sunt: so wurden zwar nicht mehr Magister und dergleichen gemacht; aber wer sich am beßten dazu schickte, das wußte man aus den Conduitenlisten und den Disputir-Uebungen nachher besser, als vorher aus dem Examen. Dieß war sonst meist Spiegelfechterey und nur von einigen Stunden; jene reichten mit der Zeit über ein Jahrzehend hinaus und hatten, als etwas Oeffentliches, mehr öffentliche Ueberzeugung. Hatte nun in der Folge jemand zum Lehrstande an einer höhern oder niedern Schule Lust: so kam er dazu, sobald das Zeugniß seiner lezten Lehrer, nebst der Conduitenliste, ihn fähig dafür erklärten. Anfänglich mußte er aber durchaus als Adjunct in dem Fa-

che arbeiten, worin er dereinst dem Lande ganz nützen wollte. Dann stieg er, bey Vakanzen, stuffenweise bis zu dem Posten herauf, dem er gewachsen und bestimmt war.

Die Disputir-Uebungen wurden eben so scharf anbefohlen, als die schriftlichen Aufsätze. Diese waren mehr für die mittlern Classen, und bestanden in Erzählungen, in Beschreibungen von sinnlichen Gegenständen, oder in Erklärungen und Beweisen über nichtsinnliche von leichterer Art; in Briefen, kleinen Anreden und dergleichen, je nachdem die Classe es zuließ. Jene gingen blos die höhern Schulen an, ich meyne die philosophischen, und mußten einmal wöchentlich im Hörsaal, und einmal zu Ende jedes Monats öffentlich auf dem großen Disputatorio gehalten werden. Der Inhalt derselben war vorschriftsmäßig alles das, was in dem Hörsaal war vorgetragen, und sie dienten daher eben so zur geschärftern Wiederholung, als zur Uebung im Vortrag und in Behauptung und Bestreitung des Erlernten. Dem monatlichen Disputiren wohnten alle Schulen bey, und vom Disputiren selbst, waren nur Kranke ausgenom-

men. Schnutenius fand sich hier auch ein, um darüber zu referiren.

Jedesmal disputirten ihrer Sechse, und jeder eine halbe Stunde, folglich in drey Stunden alle. Die Disputirform war dreyfach: die Sokratische, die forense und die syllogistische. Die sechs Opponenten theilten sich je zwey und zwey darein. Die schriftlichen Aufsätze dieser Schulen, nebst den Auflösungen von Problemen und dergleichen revidirten die Repetenten, jeder nach seinem Fache. Die beßten wurden aufgehoben und der Conduitenliste dereinst beygelegt. Lästig für die Lehrer war das allerdings: aber mein Amt, sagte Moritz, ist nicht minder lästig; und wer sich räsonnabel bezahlen läßt, muß auch räsonnabel arbeiten, oder sein Amt niederlegen, wenn er nicht ein Dieb an der Staatskasse werden will.

Vorher war es in Schilda Mode gewesen, wie anderwärts, die Collegien nach Belieben zu besuchen: aber man weiß, warum. Jezt lehrten ganz andere Männer, jezt herrschte ein ganz anderer Vortrag und Geist, jezt erschienen die Wissenschaften als interessant an sich, jezt ka-

men nach und nach junge Leute dahin mit mehr Bildung von Innen und Außen, jezt war der Haufen der Studierenden durch die Sonderung der Studien vermindert, vermindert darum auch die Verführung und Verwilderung durch Beyspiel und durch Mangel an zureichender Aufsicht, *) jezt wußte jeder, daß die Regierung bey Beförderungen nur auf Geschicke und Selbstverdienst sehen sollte, und daß es folglich blos bey einem jeden stand, ob er eine unnütze Last seines Vaterlandes zu seiner eignen Schande und zum Kummer seiner Eltern, oder dessen geschickte und treue Mitstütze werden wollte und dadurch ein zufriedenes und sorgenloses Leben für die Zukunft

*) Wer die Renommisterey und deren Sprache auf einer Universität gewahr wird, der forsche nur nach, und er wird finden, daß der größte Theil beyde schon auf den untern Schulen getrieben hat; aber auf denen vorzüglich, wo die Schüler näher und zahlreicher zusammenwohnen, und wo das Ansehn der Menge schon machet, daß der Geschmack- und Anstandlose, wie der Leichtsinnige und der Kindisch-ehrbegierige nicht weniger seyn will, als der erwachsene, renommirende — Schwindelkopf, vulgo, dumme Junge. In dieser Rücksicht wäre sehr zu wünschen, daß die Unterlehrer und die Inspectoren auf zahlreichen Waisenhäusern und Gymnasien etwas mehr Einsicht und Achtung gegen sich und die Menschheit haben mögten, um die edeln und unermüdeten Bemühungen manches Vorstehers derselben, z. B. eines Meierotto, nicht selbst vereiteln zu helfen.

sich zubereiten, jezt waren die Collegien gesetzmässig vorgeschrieben und so der Willkühr der Faulen oder Bequemen entzogen, jezt mußte jeder seine Zeit zu Rathe halten, wenn er nicht mit Schimpf und Schande disputiren oder seine Aufsätze mit Verachtung zurückgewiesen sehen wollte, jezt foderte das Interesse der Professoren ein ganz anderes Betragen gegen einander und gegen die Studenten, jezt despotisirte kein Syndikus oder Prorector mehr, der von der Unart der Studenten seinen Vortheil zu ziehen suchte: — und nun weiß man genug, wie und wodurch Moritz das endlich zur Wirklichkeit brachte, worauf so mancher andere Fürst bis jezt noch vergeblich sinnen und projectiren läßt.

Um indeß den genannten Förderungsmitteln des Fleißes noch ein äußeres hinzuzufügen, mußte jeder Famulus jedes Professors in der ersten Viertelstunde jeder Vorlesung in dem Hörsaal gegenwärtig seyn, und die Namen der fehlenden Zuhörer aufschreiben. Außer ärztlich bescheinigten Krankheitsfällen, durfte Keiner viermal wegbleiben, oder er wurde, als ein unwürdiges Mitglied, von der Zahl der Studie-

renden ausgeschlossen. Jeder wußte dieß, aber mit der Zeit hatte jeder schon zuviel Einsicht und Lebensart, als daß er seine Bestimmung hätte aus den Augen lassen sollen; und daher kam es, daß in sechs und zwanzig Jahren diese Strafe nur dreymal vollzogen wurde.

Dieß ohngefähr waren die Hauptanstalten für die Ausbildung des Innern der Studenten: für die des Aeußern ließ Moritz nicht minder sorgen. Die eine Hälfte des ehemaligen geräumigen Promotions-Saals diente zum Disputatorium; die andere Hälfte wurde zu einem Versammlungssaal für die Professoren und die Studenten eingerichtet. Hier konnte jeder von ihnen Abend für Abend von fünf bis sieben Uhr sich einfinden; aber Mittwochs und Sonnabends war dieß ein Müssen. Die bessern politischen und gelehrten Zeitungen, nebst den merkwürdigern Journalen, lagen in bestimmten Fächern, und dienten Jedem zum Stoffsammeln zu mehrerer nützlichen Unterhaltung. Außer einigen guten Geographieen und Zeitungswörterbüchern, die auch ihr eigenes Fach hatten, fand man die richtigern General- und Special-Karten an den Wänden herum abgerollt.

Man bediente sich dieser Unterhaltungsmittel zur Uebung in der Anwendung seiner Kenntnisse von der Geographie, Geschichte, Statistik, Productenkunde und der Kritik. Der reell- und mannigfaltig-unterhaltende Ton des gesellschaftlichen Umgangs gewann dadurch allgemein, um so mehr, da die Herren Professoren hier als Freunde erschienen, welche die irrigen Ausdrücke und Urtheile ihrer jungen Freunde mit einer Schonung und Feinheit berichtigten, die von Superiorität nichts an sich hatte, die nur noch mehr Zutrauen erweckte und ganz für sie einnahm. Eben hier lernten sie die Studenten auch von Seiten kennen, die sie im Hörsaal und auf dem Disputatorium nicht so erkennen konnten. Hiedurch gewann die Conduitenliste an mehrerer Bestimmtheit, folglich wurde der Regierung es auch erleichtert, für diesen oder jenen Posten das angemeßnere Subject dereinst auszuwählen.

Die ehemalige Reitbahn, die, wie wir bald sehen werden, aufhörte, konnten die Herren als Ballonplatz benutzen, und sie thaten es, um den ganzen Körper zur Muskel- Nerven- und Lungenstärkung in frischer Luft zu bewegen. Zu eben diesem Zwecke gingen sie, in Begleitung

dieses oder jenes Professors, auch auswärts in Gärten oder auf ein Dorf; und die Herren Professoren standen gar nicht an, mit ihren Begleitern ein Glas Milch oder einen Krug Bier, unter freundschaftlichem Gespräch, auszuleeren. Dadurch gewann der anständige Ton immer mehr; und obgleich die Theegesellschaft ganz aufgehört hatte: so kam doch täglich weit mehr Politur in Schwang, als man durch solche superfeine, petimätrische, einseitige und partheyische Anstalten jemals hätte bewirken können.

Eben durch den Umgang mit den Professoren hörte auch die Burschensprache endlich ganz auf, und das ehemalige Burschen-Lexikon des Professors Simon diente nur dann und wann noch in lustigen Gesellschaften über den ehemaligen renommistischen Unsinn lachen oder staunen zu machen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Der vorherige Fechtboden, der auch aufhörte, wie die Folge lehren wird, wurde dem Vorsteher der akademischen Lesebibliothek, eben dem Manne, der nach dem Bericht im I. Th. dieses Werkchens, S. 373, von Schilda weggezogen, aber gleich unter Moritzens Regierung wieder dahin gekommen war, zum bequemern Aufstellen und Abholen der Bücher eingeräumt. Dieser Mann hatte Einsicht und guten Willen genug, zum Beßten der Universität, selbst mit Aufopferung, sein Scherflein beyzutragen. Er ließ sich alles, was an Büchern, Journalen und Zeitungen herauskam, zuschicken, ging es kursorisch durch, und was er für die neue Einrichtung der Studien gut fand, zeigte er dem Professor, in dessen Fach die Schrift einschlug, an; und fand auch dieser sie gut: so ließ er sie binden, und nun stand sie jedem auf jede acht Tage

für einen Groschen zu Dienste. Hiedurch ersparten die Professoren und Studenten an Ausgabe für Bücher viel, und konnten um eine Kleinigkeit gleichen Kenntnißgang halten mit den herauskommenden bessern Producten der Litteratur. Die Studenten machten sich noch nebenher Auszüge aus den Büchern, besprachen diese mit Andern, und sammelten sich einen Ideen-Vorrath für ihr Fach zur Benutzung auf die Zukunft. Diese Beschäftigung in Nebenstunden vermehrte ihre ex- und intensive Einsicht merklich, und das Wohlbehagen darüber machte sie endlich gar kargen mit Minuten.

Eben dieser Vorsteher führte auch die Aufsicht über die periodischen Schriften in dem Versammlungssaal. Sobald die Stücke zu einem Bande alle da und durchlesen waren, wurden sie eingebunden und aufbewahrt; und auf diese Art entstand ein stehendes Repertorium von den merkwürdigsten gelehrten Zeitungen und Journalen. So eingebunden, standen sie jedem, der vielleicht verhindert gewesen war, die einzelnen Stücke im Zusammenhang durchzulesen, zum statarischen Lesen immer wieder zu Gebote. Den Nutzen davon vergrößerte er noch dadurch, daß

er eine Inhalts-Anzeige nach der Materie alphabetisch verfertigte und so das Aufsuchen, die Uebersicht und die Benutzung der zerstreuten gleichartigen Gedanken erleichterte.

Da er bey der Einrichtung seiner Lesebibliothek ganz anders verfuhr, als die gewöhnlichen Bücherverleiher, die nur für Unterhaltung durch fade hirnlose Romane und sittenverderbende Zotenbücher — freilich des größern Vortheils wegen — zu sorgen suchen, ohne auf Pflicht und Ehre oder den Nutzen der Leser mitzusehen, was die meisten von ihnen aus Mangel an gebildeter Einsicht und gemeinnütziger Denkungsart nicht einmal können: so ging sein Hauptaugenmerk bey der Bücherwahl erst auf das Nothwendige, dann das Nützliche und zulezt auf das Angenehme. Dieses betrachtete er als eine Würze für den Geschmack am Erstern und Zweyten, und verband beydes nach dem: omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Er wußte zu gut, daß die Seelenkräfte des Menschen in gewissem Verhältniß beschäftiget und kultivirt werden müssen, und dieß nach der Stufenfolge der Jahre und der Anlagen; und darum sorgte er für ausgesuchte Gedichte, Schauspiele und Romane, zur Be-

schäftigung des sogenannten untern Erkenntniß-vermögens, eben so angemessen, als er für jene der höhern durch die bessern Werke der entsprechenden höhern Litteratur vorzüglich gesorgt hatte.

Der Geschmack am Lesen änderte sich durch diese Bildungsmittel nach und nach so glücklich, daß die studierende Schildaer Jugend die Werke eines Campe, Engel, Funcke, Garve, Hegewisch, Schmid, Meiners und Anderer weit lieber las, als die Geburten der Herren Spieß, Cramer, Albrecht und Consorten, die so häufig sonst gelesen wurden. Wie aber der wissenschaftliche Geschmack sich geändert hatte, so änderte sich auch der moralische. Jeder schäzte Ordnung und Eigenthum heilig, und brachte daher den Lesebibliothekar weder um seine Bücher noch um die Bezahlung. Vorher, ehe er Schilda verlassen hatte, machte er die traurige Erfahrung, daß eben die, welche dereinst Gerechtigkeit handhaben oder den Leuten das Verbot erklären sollten: „Du sollst nicht stehlen" gerade diejenigen waren, welche die Niederträchtigkeit begingen, ihn nicht nur zu betrügen und zu bestehlen, sondern es ihm auch unmöglich zu machen, sein Institut zum Beß-

sen der Universität der Vollkommenheit immer näher zu bringen. Er fand zu seinem Befremden, daß die wissenschaftlichen Werke gerade am meisten vermißt wurden; aber sein Befremden hörte auf, als er dahinter kam, daß niederträchtige Antiquare, welche die Kennzeichen seiner Bücher unmöglich verkennen konnten, sie doch wegkauften, weil sie dieselben mit größerm Vortheil wieder an Mann bringen konnten als Romane u. dgl. Jezt aber, nach seiner Zurückkunft, da der Student allmälig aufhörte, Büberey zu treiben, jezt ward seine Anstalt, als Lesebibliothek auf einer Universität, in Zeit von drey Jahren, ein Muster für ähnliche Anstalten. Was er sonst auf den Ersatz der gestohlnen Bücher verwenden mußte, verwendete er jezt zum Anschaffen ganz neuer.

Die Universitätsbibliothek ließ der Fürst durch den D. Schmid reformiren. Dieser einsichtige Mann sorgte auftragsmäßig dafür, daß alle Werke, die für Schilda nicht mehr paßten, als medicinische, juristische und theologische, dahin geschafft wurden, wohin die ihnen entsprechende Wissenschaften selbst verlegt waren. Dann wurden auch die fortgeschafft, die mit dem Geist

der Zeit nicht mehr stimmten, und zu historischen Belegen oder des etwas nicht mehr dienen konnten. Was aber den Lehrern und den Studierenden zu Schilda für ihre Fächer als klassisch brauchbar war, das wurde Fach für Fach angeschafft, und stand jedem zum Gebrauche frey. Die Stunde dazu war, Sonn- und Feiertage ausgenommen, täglich die von Eilf bis Zwölfe. Auch hier fand man eine allgemeine Inhalts-Anzeige von allen Büchern alphabethisch.

Was endlich das alles wirkte, zeigte der Erfolg. Die Humanität der Studenten ward, nach dem Wachsthum ihrer Einsicht, immer reger, so daß sie durch den Schulkommissär die Erlaubniß auswirkten, daß jeder von ihnen, wie in der Folge jeder Ankömmling, ein für allemal 40 Thaler entrichten mögte, um nach und nach ein Kapital davon zu sammeln und dann von dessen Zinsen Anstalten einzurichten, die zum Beßten der Studierenden dienen könnten, ohne dem guten Fürsten darum weiter zur Last zu fallen. Durch diesen Edeln, hieß es in ihrer Bittschrift, sind wir von Matrikel-Gebühren und vom Honoriren der Collegien frey: man erlaube uns also, das dadurch Ersparte zu gemeinnützigen Zwe-

cken anzuwenden. Man erlaubte dieß, und die Anstalten, die sie vorschlugen, waren:

a) ein akademisches Krankenhaus,

b) eine akademische Leihbank, und

c) eine akademische Unterstützungskasse.

Auf das erste kamen sie durch eine Erfahrung während einer Pocken-Epidemie. Ihrer Neune starben daran, blos aus Mangel der gehörigen Wartung, wie der Arzt versicherte. Dann erkrankt, wie sie in ihrer Bittschrift weiter bemerkten, ein Student oft in einem Hause, wo das Gewerbe des Hauswirthes oder dessen Fühllosigkeit eine angemeßne Pflege nicht zuläßt oder nicht achtet. Besoldete Pfleger sind gewöhnlich gemeine Leute, die vor Müdigkeit des Nachts einschlafen oder durch ihre Unbehülflichkeit das Krankenlager mehr erschweren, als erleichtern. Oft auch bewohnt der Patient eine Stube, die zu seiner Wartung zu klein, oder zur Luft-Temperatur zu ungeeignet ist. Haben aber wir, so fuhr die Bittschrift fort, ein eignes Krankenhaus unter der Aufsicht eines geschickten akademischen Arztes und zweyer Krankenwärter, deren einer zugleich den Speisewirth macht; wird ferner dieß Haus zweckmäßig eingerichtet, und pflegen den

Erkrankten je Zwey und Zwey von uns mit, wenigstens des Nachts: dann können unsere Eltern und wir unser Schicksal gelaßner ertragen, wenn eine schwere Krankheit oder eine anhaltende uns ans Bette fesseln sollte.

Dieser Vorschlag fand Beyfall sowohl bey dem Fürsten als den Eltern, und viele von diesen schickten, als Beytrag dazu, weit mehr als ihre Söhne verlangt hatten. Dadurch entstand schon das erste Jahr eine Summe von 12,000 Thalern; und 1800 davon reichten hin, den Flügel der alten Residenz zu Schilda, den der Fürst, nebst der Hälfte des Gartens, dazu hergegeben hatte, ganz in Stand zu setzen. Wenn nun jemand erkrankte, und der Arzt es für gut oder nöthig fand, ihn ins Krankenhaus bringen zu lassen: so geschah dieß, und er hatte eine Pflege, wie er sie im elterlichen Hause oft nicht besser hätte haben können. Genaß oder starb er: so wurde Arzt, Arzney, Nahrung und Pflege, oder das Begräbniß, das aber immer still und simpel war, aus der gemeinen Kasse vergütet, gesezt, daß die Angehörigen des Hergestellten oder des Verblichnen es nicht, wie gewöhnlich geschah, selbst thaten.

Die Krankenwärter hatten für ihre Mühe freye Miethe, und der, welcher eigentlich zur Bedienung der Kranken bestimmt war, erhielt Tag für Tag, so lange sein Dienst dauerte, sechs Groschen. Dabey hatte er den vierten Theil des Gartens zu seiner Benutzung. Der Andere, der den Speisewirth machte, speißte außerdem Studenten, und stand sich, da er den übrigen Garten zugleich inne hatte, ohne allen fernern Gehalt gut, und zog nur für Getränke, Speisen und Wäsche der Kranken sein Bestimmtes. Die gute Pflege machte indeß, daß die Krankheiten gewöhnlich nicht lange währten, und wenigstens der Kranke aus Versäumniß für Lebenslänge nicht ein Schwächling blieb.

Die akademische Leihbank sollte die gutmüthigen Unbefangenen unter ihnen, die bey außerordentlichen Fällen des Geldes bedürfen mögten, mit diesem bis zum nächsten Wechsel unterstützen, und sie dadurch der Nothwendigkeit überheben, das Ihrige dem Wucher der Juden oder der auf Pfand Geldleihenden preis zu geben. Herr Referent Schnutenius führte, mit Genehmigung des Fürsten und der Studenten, die Aufsicht über das Geld zu all diesen

Anstalten, und streckte jedem, dessen Bedürfniß unverschuldet und begründet befunden wurde, auf einen Schein vom Schulkommissär das Benöthigte vor, und der Empfänger erstattete es, sobald sein Wechsel ankam, ohne den mindesten Zins, gegen Einlösung seines Schuldscheins.

Hiedurch entging den Wucherern die Gelegenheit, jungen, unerfahrnen Leuten, wie sonst gar zu häufig und zu übertrieben geschah, im Fall der Noth, nach der Schildaer Ausdruck, die Mutterpfennige abzukirren. Sie nahmen sonst, mir nichts dir nichts, von jedem Thaler, Woche für Woche, 18 Pfennige: und so kam es, wie noch heutzutage auf den meisten Universitäten, daß Unvorsichtige oder Leichtsinnige immer tiefer in Schulden geriethen, endlich, um auszukommen, sogar die Alltagskleider durch ihre Stiefelwichser versetzen ließen, nun aber die Stube hüten mußten, folglich die Collegien versäumten, dann, wenn nicht bald außerordentliche Hülfe von Hause kam, um die sich nicht jeder anzusprechen getraute, entweder zu Niederträchtigkeiten ihre Zuflucht nahmen, oder in Melancholie versanken und am Ende, um ih-

rer Tortur los zu werden, sich selbst das Leben nahmen oder Soldat wurden. Mehr als einmal war beydes der traurige Fall im alten Schilda: im neuern mußten die Wucherer freylich jezt es weit sachter gehen lassen und fein hübsch arbeiten, wie andere ehrliche Leute, und das ewige Spatzierengehen und Spatzierenfahren ein klein wenig einstellen. Die Stiefelwichser verloren auch merklich dabey; aber dagegen war der Student jezt sicher, daß er ihn aus Hofnung eines Extraverdienstchens nicht zum sogenannten Verkeilen zu beschwätzen suchte oder ihn nicht gewöhnte, dergleichen auf die leichte Achsel zu nehmen.

Die akademische Unterstützungskasse hatte den edeln Zweck, den Unvermögendern ihres Standes, die es verdienten und noch kein Stipendium hatten, oder sich oft bis zur Entbehrung des Nothdürftigen beschränken mußten, auf alle Weise ihre Subsistenz auf der Universität zu erleichtern, aber glimpflich, damit ihre Delikatesse nicht darunter leiden mögte. Schnutenius wußte dieß schon zu machen bald auf diese, bald auf jene Art; und Mangel

oder Noth stöhrte wenigstens keines Einzigen heitern Muth mehr, und Alle konnten dem Studieren forthin ohne Kummer und Sorgen obliegen.

Mit der Zeit nahm das Kapital zu diesen Anstalten so zu, daß statt der 40 Thaler nur 10 gegeben werden durften; und diese erübrigte der Student schon durch das Abschaffen des täglichen Frisörs. Denn um nicht Tag an Tag früh morgens fades Geplauder anzuhören und vom Perückenmacher abzuhängen, fanden alle für gut, ihr Haar schlichtweg kurz und rund zu tragen. Sie thaten es wirklich alle, und auch dieses, damit ich es nebenher erwähne, verminderte die Schildaer Klatschlytaney, worin die Herren Frisörs sonst Hauptmeister zu seyn pflegen.

Endlich, da wegen der ordentlichen Lebensart der Studenten selten Krankheiten unter ihnen vorfielen, und da es derer, die der Unterstützung bedurften, nicht viele gab, das Kapital aber durch den jährlichen Beytrag und die jährlichen Zinsen immer anwuchs: so ließen die Studenten den Fürsten durch den Commissär und den Schnutenius bitten, einen Theil davon zur

Besoldung ihrer Lehrer mit anzuwenden, um der Staatskasse auf ihre Rechnung nicht länger zur Last zu fallen. Moritz nahm das an und lobte ihren Patriotismus öffentlich in der Zeitung.

Ehe aber die Schildaer Studenten durch Hülfe der neuen Einrichtung der Universität so weit gekommen waren, daß sie, wie Paulus von dem Gerechten sagt, sich selbst Gesetz wurden: da that es wahrlich Noth, wenn es Ernst werden sollte — was es auf den meisten Universitäten äußerst selten wird — den verwöhnten und verzognen Schwindelköpfen den studentischen Schildaismus ganz aus dem Kopf zu bringen, daß man sie ein bischen knapp anhielt, und sie durch äußern Gesetzzwang dahin zu zügeln suchte, wohin gebildete Vernunft und ernstliches Erwägen ihres eignen Wohls sie noch nicht leiten konnte. Zu diesem Zwecke dienten also anfänglich noch folgende Verordnungen:

Allen Pferdeverleihern war bey Strafe verboten, irgend einem Studenten ein Pferd, Wagen, Cabriolet oder Schlitten zu vermiethen. Wollte aber ja ein Student eine nothwendige

Reise zu Pferde oder in einem Wagen thun: so mußte er einen Zettel von einem Professor und dem Schulkommissär vorzeigen, denen er die Nothwendigkeit seiner Reise bewiesen hatte: und der Pferdeverleiher konnte ihm ein Pferd, einen Wagen u. dgl. geben. Damit aber die Kapriziösen nicht, wie vorher unter Schueller, dennoch zu Fuße wegschlendern und die Collegien versäumen mögten; so führte man die Aufsicht der Famulen über die Abwesenden ein.

Die Gesetze über das Borgen, ehe die Leihbank entstanden war, wurden so eingerichtet, daß der Student und der Bürger keinen Schaden, sondern wahren Vortheil dabey haben mußten. Aber diese Gesetze wurden auch strenge gehalten: denn wenn ein Bürger mehr borgte, als das Gesetz erlaubte, so mußte er, wenn es zur Klage kam, den Ueberschuß fahren lassen, ohne daß der Fiskus ihn einzog, wie auf andern Universitäten, wo auri sacra fames zu regieren pflegt. Der Fiskus, sagte Moritz, soll sich wenigstens auf Unkosten der Studenten und der Bürger nicht bereichern. Weil dieses geschah, so hütete sich der Bürger, mehr zu borgen, als er durfte, und der Student war genöthigt, De-

konomie zu lernen, wenn er nicht darben und hungern wollte.

Jedes halbe Jahr mußten die Professoren die Conduitenliste über alle ihre Zuhörer einreichen, um daraus weiter sehen zu können, ob und wie sie in der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung zunahmen. Dieser Liste fügten sie auch jene ihrer Famulen bey, über das Besuchen oder Nichtbesuchen der Lehrstunden.

Jeder Student mußte halbjährig drey, höchstens vier Collegia besuchen, und unter diesen mußte jedesmal irgend ein klassischer Autor seyn: Moritz wollte schlechterdings der alten Litteratur, nach Möglichkeit, aufzuhelfen suchen. Der Cursus mußte so eingerichtet werden, daß die jungen Leute innerhalb zwey Jahren die theoretische und praktische Philosophie, die Mathematik, wenigstens die reine, nebst der Algebra, — die angewandte und die höhere zu hören, stand blos bey ihnen — die Physik, die deutsche, alte und allgemeine Europäische Geschichte, nebst der Erdbeschreibung zu Rande brachten.

Die akademische Polizey in Schilda war einem Rathsgliede unterworfen, der den Titel eines fürstlichen Commissärs führte, und gerin-

gere Vergehungen der Studenten richten und schlichten konnte. Gröbere Verbrechen wurden ans Curatorium nach Colchis gemeldet, und gemeiniglich damit bestraft, daß man den jungen Mann nach seinen Eltern zurück schickte. Förmliche Relegationen, zumal solche, die man cum infamia nennt, wurden ganz aufgehoben. Fürst Moritz hielt es für etwas Einfältiges, junge Leute mit Förmlichkeiten zu bestrafen, welche ehemals blos bey groben Verbrechern Mode waren, die aber zu unsrer Zeit von allen kultivirten Nationen längst abgeschaffet sind. Junge, unbesonnene Leute können sich noch immer bessern, sagte er; es ist daher höchst ungerecht, wenn Lehrer, die doch Menschen- und Jugendfreunde seyn sollten, sich die Mühe geben, das Glück derselben durch Relegationen und deren Bekanntmachung auf immer zu stürzen, so selten die Herren ihren Zweck auch erreichen mögen.

Die Duelle insbesondere kamen mit der Zeit ganz und gar ab: denn der renommistische Ton und Geist hatte nach und nach ein Ende, und die Fechtmeister und der Fechtboden wie andere halsbrechende gymnastische Uebungen wurden

anfänglich gleich eingestellt. Kein Student durfte Degen oder Rappiere führen, und kein Studente kannte endlich noch den Gebrauch derselben. Wer fechten lernen will, sagte der Fürst, mag Soldat werden: da hat er Zeit und Beruf dazu, und lernt er es dann umsonst. Ich will auf der Universität Gelehrte, und nicht Fechtmeister gebildet wissen. Man stellte ihm zwar vor, daß er wenigstens den Adlichen erlauben mögte, Fechtboden und Reitbahn zu besuchen: er aber antwortete, daß adliche Studenten, als Studenten vor den bürgerlichen gerade nichts zum Voraus hätten; also in diesem Stück auch kein Privilegium haben dürften. So was verleite zum Nachahmen, oder die Beschränkten zu Neid und Händeln. Dann auch könne der Adliche sich nicht immer mit Adlichen üben: und nun ginge es vorwändlich weiter. Will der Adliche, sezte Moritz hinzu, fechten, reiten, tanzen und dergleichen lernen, so mag er dereinst nach Colchis kommen: da sind die Meister dazu in Menge: zu Schilda darf man mir nur studieren, und sonst nichts!

Es geschah zwar dann und wann, daß Hitzköpfe sich veruneinigten; und da trug sichs denn

auch zu, obgleich selten, daß sie sich maulschellirten oder gar prügelten. Die Thäter, wenns herauskam, wurden freylich bestraft, aber der Fürst urtheilte doch ganz weislich, daß solche Händel, so bübisch sie auch wären, doch besser wären, als die gleichfalls bübischen, aber höchst schädlichen und gefährlichen Duelle. Können daher diese, sagte er, blos dadurch aufgehoben und verhindert werden, daß man jene zuläßt: je nun, so muß man sie toleriren! Wenn daher so was vorfiel, so nahm der Kommissarius dann erst Notiz davon, wenn die Sache zur Klage kam. Traf dieß aber einen und denselben, als Beklagten, das dritte Mal: so wurde er, als Ruhestörer, entfernt. Dieß wußte man; und darum war jeder faustischeu und artig.

Die bessere Einrichtung der Universität zu Schilda, und der verfeinerte Studententon hatte nach und nach auch großen Einfluß auf die Sitten und das Betragen der Bürger und ihrer Angehörigen. Sie sahen nichts Renommistisches mehr, und renommirten daher selbst auch nicht mehr. Pferdeverleiher, Trödler, Juden, Stiefelwichser, Perückenmacher, Hurenwirthe und dergleichen verdienten, wie gesagt ist,

wenig mehr, und mußten daher ganz begreiflich ihre ehemalige, vornehme Rolle aufgeben. Also waren die Tanzplätze, Fuselhäuser, Keller und andere Oerter dieser Art auch nicht mehr so voll, wie sonst; es fielen nicht mehr so viel Händel vor, und die Stadt lebte ziemlich im Frieden. Wie die Bürger den Studenten vorher in der Liederlichkeit nachgeahmt hatten, so ahmten sie ihnen nachher auch in ihrer verbesserten Lebensart nach, und fühlten die Vortheile davon bald so handgreiflich, daß sie ihrem guten Fürsten nicht laut genug dafür danken konnten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Einrichtung der Brodstudien.

Der Fürst Moritz wollte durchaus nicht, daß man die künftigen Lehrer der Volksreligion, die Juristen und die Aerzte zu Schilda auf der Universität bilden sollte. Diese Leute müßten, meynte er,, das Erhabene und Wichtige ih=

res künftigen Berufs näher kennen lernen, und dieses könne ihnen kein Universitäts-Professor beybringen. Die Professoren nämlich erfüllten ihre Pflicht schon vollkommen, wenn sie den jungen Leuten die Wissenschaften, als solche, liebenswürdig machten: künftige Geschäftsmänner, Aerzte u. s. w. müßten noch außerdem den Einfluß ihrer Kenntniße auf das Wohl der Menschen und auf den Staat einsehen und sie darauf anwenden lernen: und dieses könne auf einer Universität schlechterdings nicht geschehen. *) Er machte also zur Vorbereitung künf-

*) „Handwerksleute und Künstler, sagt Reinhard, erfüllen ihre Pflicht oft weit beßer in ihrer Art. Denn sie sagen ihren Lehrlingen nicht nur, was sie zu thun haben; auch empfehlen sie ihnen Handwerk und Kunst nicht blos von der nützlichen Seite, sondern zeigen auch zugleich, wie Alles angegriffen und verrichtet werden muß. Von Lehrern und Predigern hingegen ist in dieser Rücksicht, beym mündlichen und schriftlichen Vortrage, zu allen Zeiten sehr gefehlt worden. Wie viele haben sich nicht schon in der Welt für Lehrer der Tugend ausgegeben, die zwar eine Menge Mittel auszukramen hatten, aber doch selbst nicht wußten, wo oder wie sie angewandt werden müßten: Wer sollte indeß nicht einsehen, daß es zum thätigen Christenthum keinesweges hinlänglich sey, zu wissen, was und warum man dieses und jenes zu thun habe? Daß man vielmehr hier eben so, wie in andern menschlichen Wissenschaften und Künsten, vor allen Dingen zeigen müße: wie und durch welche Mittel das Erforderliche geleistet werden könne? Denn wenn das nicht geschieht, so wißen

tiger Theologen, Juristen und Aerzte folgende Einrichtungen.

Das Consistorium zu Colchis wurde mit lauter geübten, gelehrten, helldenkenden und tugendhaften Männern besezt. Lange freilich mußte Fürst Moritz suchen und wählen lassen, bis er sechs solche Männer finden konnte. Er fand sie endlich, und zwey von ihnen mußten die geistlichen Geschäfte des Landes besorgen, die vier übrigen aber die zum geistlichen Stande bestimmte Jugend unterrichten und praktisch anführen.

Wenn nun ein junger Mensch auf Schulen das Seinige gelernt hatte, und von Schilda, mit den erfoderlichen Vorkenntnissen versehen, in Colchis Theologie studieren wollte: so erhielt er, nach einer scharfen Prüfung, einen Plan, nach welchem er im ersten Jahre seine Studien einrichten mußte. Die Prüfung wurde dazu vorgenommen, damit man alle Partheylichkeit bey der Conduitenliste und den Testimo-

---

Anfänger sich nicht zu helfen, und alle ihre Bemühungen sind in der Hauptsache umsonst." Man erwäge dieß in Reinhards vortrefflicher Schrift: „Vom Werth der Kleinigkeiten in der Moral" S. 2. und 3. der 2ten Aufl. Was hier in Rücksicht auf die Theologen gilt, gilt auch in Rücksicht auf die Juristen und Aerzte.

nien durchaus verhüten könnte. In vierzehn Jahren hatte man aber noch keinen zurückgewiesen, was sonst geschehen wäre, wenn man Unfähige entdeckt hätte.

Die Glaubenslehre wurde nicht nach dem Zuschnitt der symbolischen Bücher, oder nach einem alten oder neuen kreuzorthodoxen Lehrbuche, sondern nach einer hellen, ganz vernünftigen Erklärung des neuen Testaments vorgetragen. Da hörte man kein Wort von kirchlicher Hyperphysik, von Trinität, von zwey Naturen und zwey Willen in Christo; nichts von dessen Gottheit oder wirklicher Gegenwart im Abendmal und dergleichen; nein, die ganze Dogmatik bezog sich auf die Lehre von Gott, und unserm Verhältniß gegen ihn in diesem und in jenem Leben, und dieß blos und allein, wie Christus sie vorgetragen, und die Vernunft sie für alle Völker in allen Zeiten gutheißt. Auf diese Art war das ganze dogmatische System sehr kurz, selbst interessant, und konnte ganz bequem in sechs Monaten erlernt werden. Ich will durchaus nicht, sagte Moritz, daß man meine Unterthanen irgendwo täusche, so wenig in der Schule als in der Kirche. Wahrheit, nur Wahrheit

soll man sie lehren: denn nur diese gewinnt bey jeder Prüfung, so wie Irrthum, für wie heilig er immer gehalten seyn mag, endlich entdeckt wird, und dann bey den Schwachen einen Argwohn erregt, der auch der übrigen Wahrheit Abbruch thut.

Die christliche Moral wurde, in dieser Rücksicht, gerade nur nach dem Sinne Jesu und seiner hellern Aposteln abgehandelt, und es wurde zugleich gezeigt, daß jene Aufklärer des Menschengeschlechts, für ihre Zeit und für ihre Gegend, in diesem Stück gerade nichts anders gelehrt hätten, als was die geläuterte Vernunft die Menschen auch lehrt. Was vom Manichäismus hier und da mit unterläuft, wurde nach dem Geist der damaligen Zeit beleuchtet und entweder ganz abgewiesen oder so gedeutet, daß auch der Vernünftige eben die Sprache führen konnte. Dabey wies der Moralist, daß die gewöhnlichen Lehren von Vereinigung mit Gott, Rechtfertigung, Buße, Glauben an Christum, Genugthuung und Verdienst Jesu, Gebet, Wirksamkeit der Sakramente grobe Irthümer seyen, die der Prediger ja nicht verbreiten, sondern allmälig und glimpflich aus dem Wege räumen

helfen müsse, um der wahren Moralität desto mehr Eingang und Wirksamkeit zu verschaffen.

Die Bibel wurde auch erklärt, aber nur als eine ganz natürlich entstandene Sammlung von Schriften, aus denen man historisch gewiß werden könne, wie die Verfaßer derselben, jeder nach dem Grade seiner Einsicht, und nach der Denkart seiner Zeit und seiner Nation, bald so, bald anders über Gott und dessen Verhältniß zu den Menschen und umgekehrt, gedacht haben. — Aber da der Fürst durchaus verlangte, daß seine Theologen mit den Sprachen, worin dieses Buch geschrieben ist, und mit denen dahin einschlagenden Vorkenntnissen bekannt seyn sollten: so wurde auch die Exegese der Bibel, gar nicht mehr schwer. Sie war wenigstens weit zweckmäßiger, als sie auf jenen Universitäten zu seyn pflegt, wo man zwey Jahre hintereinander einem Haufen, meist ganz unwissender Menschen das neue Testament vorleiert. Denn die Leute behalten von dem ganzen Kram nichts, und wenn sie ja etwas behalten, so beten sie es her wie ein Papagey, weil sie aus Unkunde der Sprachen und andrer psychologischer und historischer

Kenntnisse keinen Grund ihrer Exegese anzugeben im Stande sind.

Die Exegeten zu Colchis bemühten sich vorzüglich, zu beweisen, daß die von ihnen vorgetragene Dogmatik und Moral wirklich auch im neuen Testament gegründet sey, daß aber vielen sogenannten Orthodoxien, z. B. dem Artikel von der Dreyeinigkeit, vom Glauben u. s. w. aller biblischer Grund abgehe. Auf diese Art griff der eine Vortrag in den andern, der eine befestigte den andern, und so stand die Lehre von jeder Seite fest.

Der Lehrer der so wichtigen, so nothwendigen, aber doch so sehr vernachlässigten Kirchengeschichte, machte seine Zuhörer vorzüglich auf die allmälige Erfindung und Einführung der sogenannten orthodoxen Dogmen aufmerksam, und ließ sie dabey richtig urtheilen über den Entstehungsgang aller jener Artikel, welche bloße Erdichtungen menschlicher Unwissenheit, oder des Partheygeistes und der Cabale gewesen sind. Dieß warf immer mehr Licht auf das Ausmerzen der blos kirchlichen Lehren aus dem Umfange der ächtchristlichen Dogmatik, Moral und der Bibel.

Auf ähnliche zweckmäßige Art lernten die Theologen auch die übrigen zunächst in ihr Fach einschlagenden Wissenschaften, z. B. die theologische Litteratur, die Polemik u. s. w.

Nach Verlauf eines mit hinlänglichem Fleisse zurückgelegten Jahres, beschäftigten sich die Theologen zu Colchis mit praktischen Uebungen, arbeiteten Predigten aus, und hielten sie, besuchten das Schulmeister-Seminarium, katechesirten, und legten sich unter der Leitung geschickter Männer auch auf Oekonomie und andre Dinge, die ihnen in der Folge bey ihrem Amte, entweder zur Belehrung oder zum Beyspiel für ihre Untergebnen nützlich werden konnten.

Für die Bildung der künftigen Juristen hatte der Fürst eine Anstalt zu Schmerlenbach, einer Stadt vier Meilen von Colchis treffen lassen. Vier Rechtsgelehrte waren hier angestellt, welche den Charakter der jungen Juristen, eben so scharf prüften, als deren Kenntnisse. Friedfertig mußten sie durchaus seyn und außerdem einen guten Vorrath humanistischer und philosophischer Kenntnisse, und vorzüglich eine gute Kenntniß des natürlichen Rechts schon mitbringen. Welche tüchtig befunden wurden, und

das war in neunzehn Jahren nur einmal nicht der Fall: denn, wie man weiß, wurde jeder zum Studieren Unfähige schon aus der dritten Classe schon entlassen: — also den Tüchtigbefundenen erklärten die vier Herren die Gesetze des Landes, und zeigten deren Anwendung genau ohne alle Winkelzüge, Rabulisterey und Controversen. Hatten die Zöglinge nach dieser Anleitung ein Jahr die Landesrechte erlernt, so ließ man sie praktische Uebungen anstellen, wozu die fürstliche Regierung zu Schmerlenbach hinlängliche Gelegenheit darboth.

Der Fürst gab sehr gerne zu, daß zu einem gelehrten Juristen, im eigentlichen Verstande, weit mehr als dieß gehöre, und daß ein solcher allerdings das römische und geistliche Recht und manch andre Dinge wissen müsse. Aber seine Juristen, meynte er, hätten schon genug, wenn sie die Landesgesetze recht inne hätten und durch Uebung die Fertigkeit besäßen, sie in allen Fällen vernünftig und unpartheyisch anzuwenden. Zu gelehrte Juristen, sagte er öfters, wollen glänzen mit ihrer Kenntniß, verwickeln darum die Fälle, um sie künstlicher zu lösen, und werden

Händelmacher, erschweren und verlängern die Prozesse, und machen, zum Ruin der Partheyen, Recht und Unrecht zur theuersten Waare im ganzen Lande. Daß sich aber keiner darüber ertappen lasse! Sonst wandert er ohne Nachsicht nach Felsenburg. — Dieß wußte man, und die Juristen blieben ehrlich.

Für das Studium der Medicin sorgte Fürst Moritz ganz vorzüglich. Große Theologen, sagte er, haben wir nicht so nöthig, und große Rechtsgelehrte auch nicht. Machen die einen dummen Streich: so betrifft das meist Sachen, und er läßt sich vermitteln; macht ihn aber ein Arzt: so betrifft er Personen, und man verscharrt das corpus delicti, und damit ist es mit der Vermittelung alle! Also geschickte, erfahrne und menschenfreundliche Aerzte bedürfen wir vorzüglich, und bedürfen sie um so mehr, je mehr wegen der erkünstelten widernatürlichen Abwechselung im Vermehren und Vermindern der Reizungen durch Speisen, Kleidungen, Getränke, Tänze und vornehme Lebensart die Krankheiten in den größern und luxuriösern Städten alle Tage sich vermehren, verwickeln und verschlimmern.

Es wurde deswegen ein medicinisches Collegium in Krickstatt, einem Flecken zwey Stunden von Colchis, angesezt, welches den Beruf hatte, die jungen Aerzte zuzustutzen. Statt aber, daß die Theologen und die Juristen in zwey Jahren ausstudieren konnten, mußten die Mediciner drey Jahre studieren, und man sah es sogar gerne, wenn sie noch länger bleiben wollten. Die ersten zwey Jahre wurden auf die theoretische Arzneykunde verwendet, und im dritten Jahre wurden praktische Uebungen mit ihnen vorgenommen. Daher hatten dann die jungen Männer hernach am Ende ihrer akademischen Laufbahn und zu Anfange ihrer Praxis gar nicht nothwendig, Handbücher für angehende Aerzte Medicinas clinicas, Tissots Avis au peuple oder Anleitung fürs Landvolk, *) Woyts Schazkammer, den barmherzigen Samariter, und andere Tröster dieser Art anzuschaffen, und nach deren Anleitung die Kranken zu vergiften und zu tödten!

*) Schnurriger hätte dieser Titel nicht übersezt werden können: Peuple heißt hier — Nichtärzte.

Der botanische Garten, das anatomische Theater, die Präparaten- und Instrumenten-Kammer, das chemische Laboratorium, die Apotheke, das medicinische und chirurchische Clinikum, das Lazareth, die Anstalt zur Geburtshülfe, die Bibliothek, die kostbaren Abbildungen von allen Theilen des menschlichen und thieri-Körpers, die Einrichtung für die theoretische und praktische Vieharzneykunde, kurz alles, ohne dessen Daseyn und Benutzung, unter geschickten Anführern, kein Arzt für Menschen und Vieh tüchtig werden kann, ließ in Krickstatt zu seiner Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig.

Die Lehrer alle waren ausgesuchte, einsichtige, menschenfreundliche und unverdroßne Männer, halfen überall aus, nach und ein, verstanden die Kunst, auch das Verwickelte und Ekelerregende so vorzutragen und zu behandeln, daß die Aufmerksamkeit ihrer Zöglinge immer mit Interesse unterhalten wurde, und auf das, worauf es jedesmal ankam, fest gerichtet blieb und nicht ermüdete. Den Gewinn davon spührten die Zuhörer so erfreulich, daß sie ihre Lehrer,

Fach für Fach, schäzten und liebten, wie die Mediciner zu Halle ihren thätigen und grossen Physiologen Reil.

Die Scharlatanerie mit dem Disputiren pro gradu und mit dem Promoviren wurde gänzlich aufgehoben, und es war genug, daß jemand ein Zeugniß seiner Geschicklichkeit vom Collegium Medicum hatte, um praktiziren zu können, wo er nur wollte. Da aber der Fürst den Grundsatz hatte, daß Männer, welche ihm in seinem Lande das Menschen-Kapital erhalten hälfen, es verdienten, die Zinsen davon vorzüglich mit zu ziehen: so besoldete er alle Physiker in Städten und Dörfern sehr ansehnlich, und gerade darum hatte beynahe keiner nöthig, sich aufs Gerathewohl an einen Ort zu setzen, und Praxis zu erschleichen. Da obendrein jeder Stadt- und Land-Physikus, nach der Größe seines Kreises oft vier bis fünf Adjunkten hatte: so wurden die Ueberzähligen, die nicht mehr in Krickstatt bleiben wollten, einem von diesen beygefügt, und sie hatten gleich Praxis und Brod.

Fremde Scharlatane, Empiriker und Quaksalber, die nur auf Geld, und nicht auf Men-

schen sehen, wurden gar nicht geduldet, gesezt auch, sie wären auf der berühmtesten Universität Doctores Medicinae und chirurgiae geworden, hätten das tentamen pariter et examen rigorosum rühmlich überstanden und dadurch den Namen virorum doctissimorum und clarissimorum verdient: denn man wußte zu Colchis gar zu gut, daß solche akademische Dignitäten weiter nichts sind, als Schnickschnack, den man aller Orten haben kann, für vollwichtiges Gold und Silber.

Durch das erwähnte Absondern der Studien wurden die Kenntnisse der jungen Leute inniger, fester. Anderwärts, wo der Theologe, Jurist und Mediciner alles durcheinander hört, sogar die heterogensten Collegien, erhaschen sie von Allem etwas, und im Ganzen nichts: denn pluribus intentus minor est ad singula sensus; und daher das Schimmern ohne Grund und Gehalt. Freilich leben wir in finanziösen Zeiten, wollen Genuß vollauf, doch ohne viele Kosten, und studieren darum mit Extrapost; aber der Erfolg zeigt auch die Frucht davon.

Daß vorzüglich auf die Sitten derer, die sich zu Aemtern vorbereiteten, aufs strengste ge-

sehen, und jeder ungesittete, ausschweifende Mensch oder Schwachkopf sofort abgewiesen wurde, weiß man schon. Auch weiß man, daß vorzüglich-fähige, fleißige und ordentliche Jünglinge, denen die Mittel abgingen, ihre Anlagen, nach deren Gehalt, auszubilden, auf alle Art öffentlich unterstüzt wurden: und daß nun Talent Talent weckte und förderte, und nachher nur tüchtige Männer, nicht Gold- und Ahnenschwere Collegen der Mehlsackträger auf Vieren, zu den öffentlichen Bedienungen berufen wurden, war ein Vorverdienst des Fürsten von Colchis.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Welches das lezte ist.

Fürst Moritz genoß das höchste Glück, welches Fürsten genießen können, in der Liebe seiner Unterthanen, und in der Verehrung von ganz Europa, — so weit es klug war. Gern hätte er gesehen, daß man ihm nachgeahmt hätte

in andern Ländern, und noch lieber, daß andere Fürsten ihm Beyspiele zur Nachahmung gegeben hätten; aber das wünschte er vergebens. Vielmehr, wie es der ganzen Welt geht, besonders der guten, so ging es auch ihm. Er war für seine Herren Collegen zu groß, um durch Nachahmung ihn zu erreichen, aber sie für sich waren nicht zu klein, um nicht zu suchen, sein Verdienst durch Misdeutung zu verkleinern. Bald hieß es: „Fürst Moritz laborirt an der „Neuerungssucht; er wird aber schon sehen, daß „unsere Vorfahren keine Grützköpfe waren. Ich „lobe mir, wie altes Geld und alten Wein, so „auch altes Regiment und alten Glauben. Der „Teufel hol' das Reformiren!" — Andere meynten: „Er habe gar keine noble Santimans, „gar nichts Fürstliches an sich, achte keinen „Glanz, keinen Hofstaat, keine Fäten, familiarisire sich mit dem Bürgergrob, halte auf „keine Ahnen, verkenne deren Meriten, und „regiere wie ein Pedant." — Die Herren Gelehrten auf ausländischen Universitäten, die durch die im Fürstenthum Colchis jezt durch Contrast am Pranger standen, schrieben, um sich zu retten, gar Satyren auf ihn und seine

Reformen — wie man aus eben der Ursache hämisch-bittere Recensionen auch über diese Annalen schreiben wird. — Alle seine Reformen hießen kindisches Blendwerk, Eingebungen von Ketzern und Philosophen, und Er — ein gemeiner Kopf, der sich nicht fürstlich zu erheben wisse. — Moritz wußte das, Moritz las das, zuckte die Achseln, und blieb, der er war, der Titus seines Volkes.

Sein Sohn, der Prinz Carl von Colchis, ganz nach seines Vaters Grundsätzen von Müller erzogen, war ein junger Mann, voll Feuer und Thätigkeit, ein Muster der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, der immer mit seinem Vater Geschäfte betrieb, aber nichts mehr fürchtete, als den Tag, woran er diese allein würde betreiben müssen. Der Prinz ging nicht auf Reisen, weil sein Vater überzeugt war, daß er im Auslande wenig Brauchbares lernen würde, und nicht wollte, daß sein Sohn ausländische Thorheiten mitbringen sollte.

Stein, Müller und Schmid waren die erprobten Freunde des Regenten, und in allen wichtigen Geschäften seine Räthe. Sie misbrauchten ihr Ansehen niemals, und ließen sichs

nimmer einfallen, die fürstliche Gewalt zur Ausführung ihrer Privatabsichten anzuwenden. Daher hatte der weise Fürst auch niemals Ursache, ihnen seine Gunst zu entziehen, und hielt sie immer seiner vorzüglichen Freundschaft würdig.

Zwar gaben sich viele von dem Adel, vorzüglich Einige unter dem Militär, alle glimpfliche Mühe, den Fürsten von diesen Männern allmählig abzuziehen, blos, weil sie fürchteten, daß die Regierung nach und nach zu bürgerlich werden mögte. Aber der Fürst merkte ihre Absicht, und ließ nun und dann, wie so nebenher, ein Wörtchen fallen, daß eine gute Regierung nie zu bürgerlich seyn könne. Die Bürgerlichen, sagte er öfters, sind es am Ende doch immer, welche das säen, wovon die Adlichen die Ehre erndten: und das finde ich von Seiten der Fürsten unbillig, und von Seiten der Adlichen nicht edel.

Die Industrie blühte im ganzen Lande, und daher nahm der Wohlstand der Einwohner sichtbar zu. Ausländische Waaren waren zwar durchaus verboten, aber die innländischen gaben dafür auch keine Accise. Die Armenhäuser gingen

beynahe ganz ein, weil jeder sein besseres Auskommen durch Arbeit haben konnte. Da man kein müßiges Gesindel litte, so wurden die Zuchthäuser und Gefängnisse endlich fast auch leer. Galgen und Räder fielen zusammen, und niemand brachte ihre Reparatur in Vorschlag. Die Criminaljustizbeamten hatten wenig oder nichts zu thun, und beschäftigten sich mit ökonomischen Angelegenheiten.

Die Armee war in dem besten Zustand, und doch waren nur wenig Soldaten in den Garnisonen, weil sie Handwerke und Ackerbau mit betrieben. Obgleich damals rund um das Fürstenthum Krieg war: so machte Moritz doch weder Offensiv- noch Defensiv-Allianzen, und ließ sich durch keines Diplomatikers Geld verleiten, sein Land ins Verderben zu stürzen. Seine Nachbarn fürchteten ihn: denn sie wußten, daß, so sehr er auch den Frieden liebte, er doch der Mann sey, der sich nicht ungeahndet würde necken lassen.

Die Preßfreyheit war unbeschränkt, und dennoch erschien kein schändliches oder ärgerliches Buch, weil die Regierung keinen Stoff dazu hergab, und die Buchhändler selbst es unter ih-

rer Würde hielten, Zoten oder Pasquillen in Verlag zu nehmen. Die Schriftsteller dachten nicht niedriger.

Wie sehr Fürst Moritz die Preßfreyheit schäzte und nach welchen Grundsätzen er für die ungehinderte Aeußerung aller und jeder Gedanken war, sowohl über den Staat, als über die Religion, sah man näher, als ein Kappershauser Student, von dem Rufe der neuen Einrichtung zu Schilda angelockt, dahin kam, und sich durch seine Aufführung und durch litteräre Versuche dem Fürsten Moritz zur dereinstigen Versorgung bemerkbar machen wollte. Noch zu Kappershausen hatte dieser herrschsüchtige junge Mann, wofür ihn die Schildaer Conduitenliste ausgab, mit dem Zusatz, daß er gar schon den Hofmann zu machen suche, eine kleine Schulchrie aufgesezt, worin er die Besorgniß begründen wollte: „daß der Glaube „an das Daseyn Gottes auf den schwachen Stü„tzen der Moral sich schwerlich lange halten wür„de.“ So wahrscheinlich es auch seyn mag, daß er diese Behauptung, nebst deren Gründen, aus des Herrn Eberhards philosophischem Archiv entlehnt hatte, so triumphirend trat er

doch hernach auf, als ihm zu Schilda durch die Zeitungen bekannt ward, daß ein auswärtiger nimböser Mann, ein Mann ohngefähr, wie Fichte, den Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, für einen widersprechenden erklärt hatte.

Er las dieß auf dem Schildaer Studenten-Conversatorium, und um auf seine philosophische Divinationsgabe recht merken zu machen, erhob er seine Stimme mit den Worten: „Da „haben wir's ja! Sagt' ich das zu Kappershausen nicht schon vorher?“ Und nicht lange, so eilte er nach Hause, und schrieb für Gottes Daseyn, wie ehedem Cicero pro aris et focis, und suchte sich als den Mann zu zeigen, dem die gelehrte wie die politische Welt es zu verdanken haben müßte, daß Er es sey, der geharnischt hin und auftrete, ne quid detrimenti capiat respublica. Seine Lehrer und Freunde, denen er sein Geschreibsel stückweise pathetisch vorlas, mogten ihm noch so bedeutend vorsagen: daß zu einem Winter mehr als eine Krähe gehöre, oder, daß man sehr gegen alle Logik verstoße, wenn man aus einem einzelnen Falle gleich eine allgemeine Folgerung ziehen wolle;

auch, daß es ein wenig unphilosophisch aussehe, die Vertheidigung irgend eines Satzes vor die Brust zu nehmen, um über sie hinaus, wie unvermerkt, sein liebes Ich mit Ehren produciren zu können: — Alles das half nichts! Er schrieb weiter; und so wenig er auch der Fehde gewachsen war, indem er weder den Kampfplatz seines Gegners, noch dessen Waffen gehörig kannte: so schrieb er doch weiter und — Nicolaisirte.

Wie nun Menschen von der Art sind: er fühlte sich dabey, wer weiß wie, kehrte sich an Keinen, und schickte sein sogenanntes philosophisches Machwerk nicht nur in die Welt, sondern auch an den Fürsten Moritz geradezu. Moritz las das Ding, zuckte die Achseln, schrieb einiges an den Rand, und gab es nachher seinem Freund Müller, mit der Bitte, dem Einsender danach zu antworten. Müller that das, und die Antwort war so liberal, so praktisch benutzbar, daß liberale Leser sie gewiß gern ganz lesen werden. Sie war also diese:

Mein Herr,

Quid valeant humeri, quid ferre recusent, ist eine Regel, an die Sie, wie es scheint, wohl nicht gedacht haben, ehe Sie sich zu der Schrift

anschickten, für deren Uebersendung unser gnädigster Fürst Ihnen weit mehr würde haben danken lassen, wenn dieselbe ungedruckt geblieben wäre, und dieß zur größern Empfehlung der neuen Einrichtung auf der Universität zu Schilda. Sie haben zwar ein Thema des Tags berührt, aber auf eine Art, die weder für die berührte Sache, noch für Sie sehr vortheilhaft ausfallen wird: dazu sind der Blößen gar zu viel darin. Gut für Sie wäre es immer, wenn diese blos litterärisch wären; aber es schimmern auch einige moralische durch: und so etwas ist eine fatale Empfehlung für Kopf und Herz zugleich. Ich muß Sie bedauren, wenn Sie nicht Sinn genug haben sollten, aus Allem, was jezt im Fürstenthum vorgeht, bald abzunehmen, daß nicht noch Pfaffen regieren, sondern ein Fürst, der den Werth des Menschen im Menschen selbst sucht, und zu viel Einsicht hat, als daß es jemanden gelingen könnte, ihn durch äußeres Gepränge, zumal aus den Arsenalen der Schule, für sich einzunehmen. Unser Fürst hat recht gesunden Menschenverstand, und erkennt durch dessen Hülfe mehr als zu gut, daß der Glaube an das Daseyn Gottes der Einhülfe

der Schulen so wenig bedürfe, daß er eben dadurch, bey recht sehr Vielen, um so eher aufhört, wirksam aufs Herz zu seyn. Gerade die berühmtesten Schulen liegen darüber in Widerstreit, lehren zweifeln und machen am Ende kalt, wenn nicht noch etwas ärgers.

Sie selbst, mein Herr, führen eine Beweisart darüber, deren Unzulänglichkeit gleich auffält, sobald man sie nur näher ins Auge faßt. Der Anblick der Natur reißt freylich jeden unverdorbenen Menschen zur Bewunderung ihrer Schönheit, Güte, Größe und Harmonie; aber auch die durchstudierteste Betrachtung derselben lehrt uns Gott doch nur als das physisch-höchste, nimmermehr aber als das moralisch-höchste Wesen auffinden. Als allmächtig und allweise steht Gott in dem Buche der Natur zwar erkennbar da; aber nicht so als heilig und gerecht. Um ihn von dieser Seite auch zu finden, sehen die Schulen sich ja genöthigt, jeden Unglücklichen, der dieß ohne Verschulden ist, auf eine zukünftige Welt zur Schadloshaltung hinzuweisen! Soll also erst da Gott als heilig und gerecht erscheinen: so kann man ihn von dieser Seite aus der Einrich-

tung und Beschaffenheit der gegenwärtigen Sinnenwelt doch wohl nicht erkennen. Woher soll denn, nach dieser Voraussetzung, die innigste Verehrung Gottes, und ein ganz unerschütterliches Zutrauen zu ihm, auch unter den härtesten Schlägen des Schicksals, entstehen? Ein einseitiger Gott ist immer nur ein halber Gott, folglich gar kein Gott.

Das Traurigste bey Ihrer Beweisart über das Daseyn Gottes ist noch dieß, daß eben sie geradezu auf einen förmlichen Widerspruch der Vernunft mit sich selbst führt. Sie nämlich schließen auf diese Art: „Die Welt ist ein Inbegriff von lauter Bedingungen, so, daß jede Ursache eine höhere voraussezt, durch welche sie da ist. Nehmen wir nun an, so fahren Sie fort, daß es keine unbedingte, für sich selbst bestehende Ursache gebe, welche, als der Urheber der Welt, den Grund der ganzen Reihe aller Bedingungen in sich enthalte: so giebt es eine unermeßliche Reihe von Bedingungen ohne eine Ursache. Da aber dieses dem Kausalgesetze widerspricht: so muß eine unbedingte Ursache der Welt da seyn, folglich ein Gott."

Dieser Schluß klingt, nach der speculativen Vernunft, freylich fast unwiderleglich; und doch beweisen, durch Hülfe eben dieser Vernunft, andere Philosophen Ihnen gerade das Gegentheil. Es giebt, sagen sie, keine erste absolut-nothwendige Ursache der Welt, sondern Alles ist bedingt, und alle Veränderungen in der Welt ereignen sich nach ewigen und nothwendigen Gesetzen der Natur. Gäbe es eine solche Ursache: so hätte die Welt einen Anfang in der Zeit gehabt, weil sie sonst ewig wäre und keinen Urheber hätte, welches der Voraussetzung widerspricht. Der Anfang aber sezt eine Zeit voraus, in welcher ein Ding, das zu existiren anfängt, noch nicht da war. Sollte die Welt also ihren Anfang nehmen: so mußte eine Ursache wirksam werden, welche bis dahin unwirksam gewesen wäre. Diese Ursache mußte nun entweder von Ohngefähr, oder, ohne durch etwas bestimmt zu werden, zu wirken anfangen — welches dem Kausalgesetze, das kein Entstehen ohne Ursache zuläßt, zuwider ist; oder sie mußte durch eine in der Zeit vorhergehende Ursache bestimmt werden, und also auf diese nothwendiger Weise gefolgt seyn — dann aber war sie ebenfalls bedingt,

gehörte mit zur Reihe der Bedingungen, und war nicht die erste Ursache. Dasselbe gilt auch von der vorhergehenden und von allen dieser wieder vorhergehenden — bis ins Unendliche fort. Es giebt also ganz und gar keine erste unbedingte Ursache, als Urheber der Welt; es ist kein Gott, sondern Alles geht und verändert sich nach den ewigen Gesetzen der Natur.

Sehen Sie nun, wohin die speculative Vernunft Sie und Ihre Gegner führt? Bey näherer Untersuchung müssen Sie sogar finden, daß Ihrer und Ihrer Gegner Schlußart, so richtig sie auch scheinen mag, eine Selbsttäuschung unterliegt. Ein Anderes ist es doch, wenn ich von der Welt, als von einem Gegenstande des sinnlichen Erkenntnißvermögens rede; und wieder ein Anderes, wenn ich von ihr, als von einem Gegenstande des reinen Verstandes, rede. Sie aber, mein Herr, wie Ihre Gegner, übersehen diese Verschiedenheit: und dieß ist es, warum beyde falsch sind. Bey der Ihrigen trägt man das auf die Welt, als einen Gegenstand des sinnlichen Erkenntnißvermögens, über, was nur von ihr, als Gegenstand des reinen Verstandes

gelten kann; bey der andern behauptet man das zugleich von der Welt, als Gegenstand des reinen Verstandes betrachtet, was einzig und allein auf sie, als Gegenstand des sinnlichen Erkenntnißvermögens paßt.

Dieser Wink kann Ihnen den Widerspruch der Philosophen erklären und Sie nun noch vollkommner, als vorher, zu der Einsicht führen: daß man durch die Betrachtung der Welt schlechterdings nicht zu einem wahren und haltbaren Glauben an Gott gelangen könne. Der einzig mögliche Weg dahin geht durch das Gebiet der praktischen Vernunft, so wenig sie Ihnen auch zu behagen scheint. Es würde mich zu weit führen, Ihnen diesen Weg vorzuzeichnen, und ich finde das gar überflüßig, da Sie einen sehr geschickten Mann zum Lehrer haben, der mich dieser Mühe gern überheben wird.*) Sie scheinen Ihre Philosophie wohl noch zu Kapershausen, aber nicht im neuen Schilda gehört zu haben.

---

*) Lesern, welchen daran liegt, den hier angewinkten Weg in der Kürze kennen zu lernen, finden ihn in dem vortreflichen Werkchen, betitelt: Gottlieb Denkers lezte Revision des Kirchenglaubens, (1799) S. 67.

Was in Ihrer Schrift am meisten befremden muß, ist, daß Sie mit dem Herumwerfen von Atheisten und andern gehässigen Benennungen gar nicht unfreygebig sind. Sie scheinen aber nicht bedacht zu haben, daß man in einem gewissen Sinne, um mich gelinde auszudrücken, die Leibnitzisch-Wolffische Schule eben so, wie die Kantische, in Beziehung auf einander Atheisten nennen könne: denn beyde Schulen leugnen sich einander die Prämissen ab, woraus sie das Daseyn Gottes folgern; folglich auch den Schluß: daß ein Gott ist. Aber aus diesem relativen Atheismus folgt nicht der absolute.

Also, mein Herr, folget auch daraus, daß jemand mit Ihrem Gegner behauptet: Gott sey die übersinnliche moralische Weltordnung, oder mit Aristoteles: es sey ein Accidens, oder mit Spinoza — eine Modification, wohl ein relativer Atheismus, aber nimmermehr der absolute. Jede dieser Behauptungen stüzt sich so gut auf Gründe, wie Ihre, jede hat ihre eigne Sprache, wie Ihre, jede eben so ihre eigne Consequenz. Aber wie Ihre Gründe, Ihre Sprache und Ihre Consequenz gleich inconsequent und

falsch werden, sobald man von Ihrem Sinn dabey abweicht, eben so geht es auch jenen, wenn man es bey jenen nicht anders macht.

Sie wissen, Worte gelten wie die Münzen. Wie nun ein Dukaten oder ein Friedrichs d'or nicht mehr ein Dukaten oder ein Friedrichs d'or bleiben, sobald man ihren Stempel umändert, so ist es auch mit den Worten, deren sich jemand zum Ideen-Commerz bedient. Als gerader, ehrlicher Mann werden Sie aber jene, welche den Wortstempel Anderer verändern, um deren danach berechneten Ideen-Gehalt herabzusetzen, eben so wenig loben können, als die, welche den Stempel der Münzen verändern, um die darin bezahlte Summe unrichtig zu finden. Und wenn dieß vollends mit einer Manier geschieht, die mehr Blößen verräth, als daß man nicht vermuthen sollte, es liege eine zweydeutige Absicht dabey zum Grunde: so mag ich das nicht so nennen, wie ich das finde. Zu Ihrer Belehrung und Warnung für die Zukunft will ich mich näher erklären.

Ihr Gegner reducirt s e i n e n Glauben an das Daseyn s e i n e s Gottes auf das G e f ü h l. Sie nun, um ihm gleichsam den lezten

Herzensstoß zu versetzen, sagen: „das Gefühl habe subjective Gründe, und sey wandelbar, wie diese: es könne dem Einen fehlen, und der Andere, der es bisher gehabt habe, könne es verlieren. Da denn — meynen Sie — wäre es um die Moral und mit ihr um Gott und den Glauben an ihn geschehen." — Nehmen Sie hier den Ausdruck „Gefühl" nicht in einem ganz andern Sinne, als worin Ihr Gegner ihn nimmt? Wird hier also dessen Wortstempel nicht umgeändert? — Haben Sie es nicht auch übersehen, daß Vorstellungen und Begriffe eben so ihre subjectiven und wandelbaren Gründe haben, wie das Gefühl? Denken sie doch an die Verschiedenheit und Wandelbarkeit der Vorstellungen und der Begriffe, welche die verschiedenen Köpfe der verschiedenen Schulen unter den Griechen, Römern, Juden, Christen, Muhamedanern, Pietisten und Andern sich von Gott gebildet haben, ja, manche Philosophen selbst von dem Grundsatz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes! Alle feinern Operationen des Denkens haben am Ende ja wohl auch einen Anstrich von jenen gröbern, wodurch sie entstehen oder worauf sie sich beziehen!

Genug, Sie haben Ihrem Gegner erst Wunden geschlagen, um sich hernach die Miene des barmherzigen Samariters geben zu können, der Balsam darein gießen wolle. Hiebey aber gingen Sie so ungeschickt zu Werke, daß Sie nicht einmal merkten, daß eben die Wunden, die Sie Ihrem Gegner zu schlagen glaubten, Sie sich geradezu selbst schlugen: denn wäre es um die Moral und mit ihr um Gott und den Glauben an ihn darum geschehen, weil nach Ihres Gegners Behauptung der Glaube an Gott blos auf dem Gefühle beruhe, das aber nach Ihrer Behauptung, als subjectiv, wandelbar seyn soll: so steht es um eben das eben so schlimm nach Ihrer Behauptung, sobald Sie nicht durchaus das leugnen oder widerlegen können, was Ihnen die Geschichte der Philosophie auch von der subjectiven Wandelbarkeit der Vorstellungen und der Begriffe zeigen kann.

Kurz, Sie sehen, daß es eine recht mißliche Sache um die liebe Philosophie ist, wenn die Geschichte derselben unsern Dünkel nicht in Schranken hält, und wir alle die gleich gekreuzigt wissen wollen, die nicht so philosophiren, wie wir. Alsdann wollen nur Wir — Wir herr-

schen, und machen's dann, wie D'Alambert sagt: pour être entendu, il faut crier. Wie mislich aber dieß oft ausfalle, lehrt schon das Sprichwort, wonach es heißt: wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es zurück; und dabey geht man dann zuweilen in sich und denkt mit Reue und Beschämung: O, si tacuisses, philosophus mansisses.

Jezt noch einige Nebenwinke! Sie finden es schön, daß der Dogmatiker Plato im II. B. seiner Republik gesagt hat: „Man muß keinen Poeten sagen lassen, daß diejenigen unglücklich sind, welche Gott straft, — wofern es uns ein Ernst ist, daß unsere Republik wohlgeordnet sey, und wollen nicht zugeben, daß weder Alte noch Junge dergleichen vorbringen oder anhören, es sey in Versen oder Prosa; weil sie die Gottheit beschimpfen, dem Staate schaden und sich selbst vernichten." — Sonderbar, daß auch Sie nicht einsehen, was für ein Misbrauch mit dem Citiren aus Plato's Republik getrieben wird! Findet jemand das Citat daraus für sein System nicht passend: so heißt es gleich: o, das beweiset nichts, denn Plato's Republik ist ein Ideal, das nie realisirt werden kann. Im entgegengesezten Fall heißt es freilich anders. — Vergessen

Sie doch nie wieder, daß jeder Autor, er heiße, wie er wolle, nicht mehr und nicht weniger gelte, als seine Gründe gelten: denn in der Republik der Gelehrten gilt weder Aristokratismus noch Despotismus.

Daß Plato's Stelle hier gar nichts gelte, werden Sie vielleicht zugeben, wenn Sie bedenken, daß Plato sehr irrte, wenn er glaubte, daß irgend ein Mensch Gott in der eigentlichen Bedeutung beschimpfen und dem Staate schaden könne, wenn er dieß oder jenes von Gott behauptet. „In meinem Lande, sagte Friedrich II. kann jeder glauben, was er will, wenn er sonst nur ehrlich ist:" und daran hatte Friedrich recht und sah dem Staatswesen tiefer auf den Grund, als Plato. Denn der Staat hat, als Staat, es nur mit der Gerechtigkeit nach den sogenannten vollkommnen Pflichten; und die Humanität oder Religiosität mit der Billigkeit nach den — unvollkommnen Pflichten zu thun. Dieß leztere könnte auch Sache der Kirche seyn, wenn man nur hinzusetzen wollte, daß sie nie, wie sonst die zu Rom, Zwangsmittel da brauchen dürfe, wo nur Ermahnung oder Ueberredung gelten darf — um nicht wieder einen Staat im Staate einzuführen.

Friedrich II, wie alle, welche die Kunst zu regieren so inne haben, wie er sie hatte, würde kein Bedenken gefunden haben, einen Staat von lauter Atheisten zu regieren, gesezt, daß die menschliche Natur ihn zuließe. Und daß er hiebey seinen Staatszweck durch angemeßne, vernünftige Gesetze und durch eine wachsame Polizey gewiß würde erreicht haben, dafür kann Ihnen die Kenntniß der Kirchensecten und der Staaten bürgen. Bedenken Sie doch nur, wie es in Rom, in den Klöstern, wie überhaupt in den erzkatholischen Staaten zugeht: und doch müssen Sie eingestehen, daß in Rom, in den Klöstern, wie überhaupt in den katholischen Staaten die bestimmteste Lehre von Gott und von göttlichen Dingen verhandelt wird.

Aber auch die unrichtigste, werden Sie einwenden. — Gut: indeß richtig oder unrichtig, thut hier nichts zur Sache: denn die Unrichtigkeit jener Lehre wird von denen nicht anerkannt, bey welchen sie wirken soll, und findet sich nur in der Denkungsart der Protestanten über das Kirchensystem der Katholiken, wie dieß auch umgekehrt von der Unrichtigkeit des Kirchensystems der Protestanten in der Denkungsart der

Katholiken gilt. Aber eben die, die sich zu diesem oder jenem System bekennen, halten größtentheils ihr System für richtig, Katholiken, wie Protestanten: und doch haben diese, wie jene, um so mehr oder weniger Zuchthäuser, und Galgen und Räder besezt, je mehr oder weniger sie gerade darum mehr oder weniger Moral haben, je mehr oder weniger sie Kirchthum haben.

Merken Sie bald, daß man sehr unrecht thut, wenn man den Staat auf die Kirche bauen will? — Eben dieß können Ihnen auch die Schulen der Philosophen zeigen. Bekanntlich sind diese in ihren Behauptungen nicht minder einig, wie die Theologen, jeder nach den Philosophemen seiner Schule, und dieß selbst in Hinsicht auf die von Ihnen sogenannte Grundlehre aller übrigen moralischen Lehren, ich meyne die von dem Daseyn Gottes. Ihre eigne Streitschrift dient ja zur Bestätigung meiner Bemerkung darüber. — Und doch standen die meisten Staaten fest, so unfest die Kirchen- und Schul-Systeme auch wankten oder gar einstürzten. Ihre Behauptung über die nothwendige Verbindung Ihrer bestrittenen Lehre mit dem Wohl der Staaten geht also weiter, als Vernunft und Erfahrung es zuläßt. Wie, wenn

Ihnen Jemand durch Hülfe der Geschichte gerade das Gegentheil bewiese? Doch, ich will Sie nur aufmerksam machen! Genug sey es, wenn Sie Plato's Stelle jezt nur falsch und unschön finden.

Sie, als Philosoph, hätten wohl auch etwas vorsichtiger in dem Nachschreiben Ihres Citats seyn können. Sie werden dieß einsehen, wenn Sie die Stelle grammatisch-logisch zergliedern, worin Sie Plato sagen lassen: „Wir wollen nicht zugeben, daß weder Alte noch Junge dergleichen vorbringen.“ Hier herrscht jezt eine doppelte Verneinung, und hebt den Sinn: und sowas steht einem — Philosophen nicht zum beßten.

Ich will Sie auf noch eine Inkonsequenz Ihrer Abhandlung aufmerksam machen. Sie kennen gewiß Eberhards „Apologie des Sokrates,“ und deren Tendenz. Wenn nun zur Zeit der Erscheinung derselben ein Melchior Götz, oder dessen Gleichen einer — diese vortreffliche Schrift bey diesem oder jenem Mächtigen darum als confiskabel hätte insinuiren wollen, weil sie gewisse Lehren, deren Nothwendigkeit und Wahrheit alle christliche Kirchenpartheyen zu der Zeit

noch bewiesen, rein weg demonstrirt: würden Sie das gutgeheißen haben? Hätten Sie den Consistorial-Präsidenten nicht einer Voreiligkeit zeihen müssen, der die Confiskation derselben bey seinem Fürsten bewirkt hätte, blos aus der Besorgniß: die christlichen Kirchengemeinden mögten sonst Schaden nehmen, oder gar eingehen, wenn man ein Buch ungehindert kaufen und lesen ließe, das dem Kirchenglauben so mächtig im Wege steht? —

Fürsten und Consistorial-Präsidenten waren aber damals klüger; und die christlichen Kirchengemeinden bestehen dennoch jezt noch, troz der Eberhardischen Apologie. Also werden auch die Staaten forthin bestehen, auch troz der ungehindert frey circulirenden Schrift Ihres Gegners. Und doch wagten Sie es, unsern Fürsten zum Verbot und zur Confiscation derselben aufzufodern, wie wenn solche gewaltsame Maßregeln nicht Aufsehen erregten und dadurch gerade das Gegentheil von dem bewirkten, zu dessen Hinderung man sie zu ergreifen meynt! Gut nur, daß unser Fürst kein Betbruder ist, und zuviel Achtung gegen seinen Posten hat, als daß er ihn und sich durch zweckwidrige Verfügungen öffent-

lich compromittiren oder prostituiren sollte. Solche Verbote ziehen obendrein oft Schriften von dieser und jener Seite nach sich, die das corpus delicti bey Einigen zu mehr Notiz und Celebrität verhelfen, und dadurch das Uebel ärger machen. Schriften, wie die Ihres Gegners ist, die in den höhern Regionen der Metaphysik kaum erreichbar herumschwärmen, schaden im Ganzen nie: denn wer ließt sie, wer versteht sie, zumal vom gemeinen Leser-Haufen? Sie ignoriren ist das beßte Mittel, sie zu beschränken; und geht der Verfasser derselben vielleicht als ein philosophischer Herostrat auf Nachruhm aus, — ihn zugleich unbemerkt schweigen und schwinden zu machen.

Ich hoffe, Sie werden hierin ganz meiner Meynung seyn, und in Zukunft nie wieder irgend einen Mächtigen auf Schriftsteller einzuhetzen suchen, die nicht so denken, wie Sie. Dieß können Sie um so leichter, da Ihr schriftstellerischer Ruf es Ihnen noch nicht zum Bedürfniß macht, ein System nicht sinken zu lassen, um selbst nicht mit zu sinken. Jung genug sind Sie auch noch, um für die Erlernung des Bessern noch nicht unempfänglich oder zu gemächlich ge-

worden zu seyn. Das erlernte Bessere wird Sie dann mit Eberharden gewiß wünschen machen: „Mögte doch endlich die gesunde Vernunft allein herrschen, der Partheygeist schweigen, und ein jeder in seiner Sphäre sein eigenes Glück genießen und seinen Brüdern das ihrige gönnen!“ *) —

Zum Beschluß und zum Dank für Ihre eingeschickte Abhandlung an unsern Fürsten werden Sie mir erlauben, von dem erwähnten Weisen Ihnen einen Gedanken noch herzusetzen, der es werth ist, daß jeder Polemiker ihn vor jeder Streitschrift recht bedächtig lese, und dann weiter nichts schreibe, als was dessen Geist gutheißt. Hier ist er! „Was wir Ueberzeugung zu nennen pflegen,“ schreibt der Verfasser der Apologie des Sokrates, im II. B. S. 22, u. 23, „ist oft nichts anders als Gewohnheit gewisser Gedanken, mit denen wir uns bekannt gemacht haben. Wie schwer läßt sich diese in vielen Fällen von der wahren Ueberzeugung unterscheiden, der die Seele geneußt, wenn das innere Auge wirklich das Ideenband selbst

*) Apol. des Sokrates, 1778, II. B. S. 15.

„anschaut. Es ist dem menschlichen Geiste nicht „möglich, allemal die Gründe seines Gewiß= „seyns bey der Hand zu haben; meistentheils „muß es ihm an einem dunkeln Erinnern, an „einem gefühlten Eindrucke der Beweiskraft, „die ihn ehemals befriedigt hat, genug seyn. „Wie leicht ist es, sich hier zu irren und zu „glauben, daß ehemals die Vernunft die Ver= „bindung auch zwischen denen Gedanken einge= „sehen habe, deren ganze Ueberzeugungskraft „bloß auf der Gewohnheit des wiederholten Ne= „beneinanderdenkens derselben beruht. Inzwi= „schen haben wir auf solchen Grundsätzen im= „mer fortgebauet. Wenn also diese Gründe er= „schüttert werden: so wankt das ganze Gebäu= „de unseres Wissens, und so ist unsere Ruhe „dahin. Nun müssen wir von neuem anfangen „zu lernen, zu prüfen, uns mit ungewohnten „Gedanken bekannt zu machen und Schritt vor „Schritt zu gehen, um nicht wieder Gefahr zu „laufen, in die Luft gebaut zu haben. Ist es „wunder, daß der Geist, dem bey seiner bis= „herigen Ueberzeugung so wohl war, vor die= „ser sauren Mühe und bangen Unruhe zurück= „strebt?" —

Jezt habe ich weiter nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, mit meiner aphoristischen Antwort für lieb zu nehmen, und fest zu glauben, daß unser Fürst den natürlich gesunden Menschensinn

dem gekünstelten vorzieht und nichts höher schätzt, als das gegenseitige Bereitseyn, sich friedfertig zu verständigen und zu ertragen. Ich bin

Ihr

Diener, Müller.

In einem Lande, wo Fürst und Räthe Grundsätze hegen, wie Müller sie äußerte, war es wohl natürlich, daß man das Wort: Toleranz beynahe als ein infamirendes ansah. So mancherley daher die Religionen im Fürstenthum auch waren: so lebten doch aller und jeder Anhänger in Einigkeit und im Frieden, weil es Keinem einfiel, den Andern wegen idealischer Dinge zu bezanken und zu befehden. — Mit einem Worte: Die Regierung des Fürsten Moritz war eine musterhafte Regierung und nun sieht man, daß Schneller (im II. Th. S. 71) gar zu voreilig war, als er meynte: Moritz würde dereinst nicht im Stande seyn, einen ganzen Stall voll Esel zu reformiren.

Nun könnte der Verfasser diese Annalen beschließen: denn er hat die gänzliche Katastrophe der Universität zu Schilda erklärt, und also sein Argument ausgeführt. Er wird es auch thun, sobald er noch ein paar Worte von einigen Personen gesagt haben wird, die in diesen Annalen eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben.

Der Ex-Kanzler von Ekolsbach war wegen schlechter Streiche seines Amtes, als Ober-

forstmeister, entsezt worden. Er zog dann auf sein Landgut, hielt große Festins, spielte, machte Schulden und gerieth ganz ins Verderben. Seine Gläubiger ließen sein Gut verkaufen; und Herr von Ekolsbach war ein gänzlicher Bettler.

In seiner Noth verkaufte er noch alles, was er hatte, und kam endlich zerlumpt und zerrissen eines Tages in einen Wald, wo eben der Oberforstmeister Schneller Holzanschläge zu machen hatte. Dieser erkannte ihn, lief auf ihn zu und rief: sind Sie's oder sind Sie's nicht, gnädiger Herr!

Ekolsbach: Es hat sich was zu gnädigen Herren! Sehen Sie dann nicht, daß ich ganz auf den Hund bin?

Schneller: Das sehe ich leider zu sehr! Aber wenn ich kann, soll Ihnen wieder geholfen werden. Sie haben den Grund zu meinem Wohlstand gelegt und ich kann gegen Sie nicht undankbar seyn.

Ekolsbach: Na, das ist doch noch'n Tropf! Wissen's was? Sie sind Oberforstmeister, und können mich zu Ihrem Hegebereiter machen.

Schneller: Topp, kommen Sie mit!

Ekolsbach begleitete den Oberforstmeister nach Hause, und was für Augen die gnädige Frau machte, als sie ihren ehemaligen Herren Gemahl in solch zerrißnen Umständen vor sich sah, begreift sich. Schneller indeß ließ

ihn kleiden, und Ekolsbach ward dessen Hegebereiter, wozu er sich auch weit besser schickte, als zum Kanzler einer Universität.

Minchen, die Gattin des Leibarztes Stein, hatte das Glück, der jungen Gemalin des Erbprinzen zu gefallen und ihre beßte Freundin zu werden. Obgleich Minchen nicht von Adel war, so schäzte die Erbprinzessin sie doch höher als alle andre Damen des Hofes.

Und nun endiget der Verfasser diese Annalen, und bedauert aufrichtig, daß das Schlechte, die Bocksstreiche, die Harlekinaden, und die Possen, welche er von Schilda und von dem Fürstenthum Colchis erzählt hat, man aller Orten noch im Original finde, daß aber hingegen das Gute, was er hin und wieder anbrachte, großentheils noch zu den frommen Wünschen gehört. Er befürchtet sogar, daß dieß in dem Grade schlimmer werden wird, in welchem schwache und von Finsterlingen berückte Fürsten es nöthig zu finden anfangen, einer lieberalen Erziehung und Regierung der Völker die militärische vorzuziehen, bis endlich, was dann, leider, wieder zu befürchten steht, ein Carl, der Erste und ein Ludwig, der Sechszehnte, zur erneuerten Warnung, auch wieder Collegen erhalten werden.

Ende des dritten und lezten Theils.

Nachschrift.

Ich finde für nöthig, bevor ich die Feder, womit ich diese Annalen niedergeschrieben habe, ganz weglege, noch ein Wort mit meinen Lesern im Ernste zu sprechen.

Kaum war der erste Theil erschienen, so fanden sich müßige Köpfe und unberufene Witzlinge genug, welche jede Erzählung so oder anders deuteten, und jede Person sogar mit Namen zu nennen wissen wollten. In Halle fand man z. B. den Professor Pillendrechsler, den Fünfkäs, den Kanzler von Ekolsbach, den Sekretär Schneller, den Pedell Krabsch, ja, sogar die Gevatterin und den Eselstreiber. Ich hatte das Ding vorausgesehen, und schwieg, wenn ich das Klügeln darüber hörte.

Aber oftmals fragte man mich selbst, und wollte die nähern Bestimmungen von mir heraushaben. Da dann konnte ich nicht anders, als den einfältigen Wahn, daß meine Personnagen wirkliche Individuen bedeuten sollten, lebhaft zu widerlegen, und den Widerspruch oder die Unmöglichkeit dieser oder jener Beziehung auf Diesen oder Jenen anzuzeigen. Aber ich predigte vergebens: man wußte alles besser!

Da ich nun in Halle selbst lebe und wenig Freunde dort habe; da selbst Einige der dortigen Herren das Ihrige dazu beygetragen haben, mich zu necken, wie man dieß im lezten Bande meiner Lebensgeschichte lesen kann: so konnte ich es freilich nicht paradox finden, daß man vermuthete, ich hätte mich an en Herren in meinen Annalen rächen wollen.

Indeß man irrte; und um dieß zu zeigen und dadurch einer hämischen Deutung auf Unschuldige vorzubeugen, hatte ich nur nöthig, die Deuteler oder Horcher es merken zu machen, wie ich sonst immer gewohnt sey, Leute, die mich drücken, mit Namen zu nennen, und wie gerade die Männer, die man dem Simon, dem Fünfkäs, dem Pillendrechsler u. s. w. unterschieben wollte, mich nie beleidigt hatten. Mehrere gaben mir dann auch recht, und die Applikation hörte für Halle so ziemlich auf.

Aber ich erschrack wirklich, da man mir von fremden Orten her schrieb: ich sey im Verdacht, auswärtige Universitäten absichtlich und bestimmt geschildert zu haben. In Jena z. B. fand man die Realität zu allen meinen Historien: alle meine Personen lebten in Jena, und sollten so deutlich beschrieben seyn, daß Jeder sie greifen könnte. In Erlangen wurde eben die Anmerkung gemacht; nicht minder in Leipzig, und sogar in Altorf. Hier lebt Herr Siebenkees: wer konnte mein Fünfkäs anders seyn, als dieser! — Zum Unglück nenne ich einen Doktor Ackermann: und gerade ist der gelehrte Doktor Ackermann Professor der Medicin zu Altorf: also Beweis genug, daß ich Altorf gemeynt habe, u. s. w. Ich kann die Briefe darüber vorlegen.

Wenn Alles — so schlossen Andere — oder doch sehr Vieles, was Laukhard in seinen Schildaer Annalen aufstellt, z. B. von Gießen wahr ist: so muß er Gießen zum Vorbild gehabt haben; und dann ist sein Buch eine Satire auf Gießen! Aber eben so schlossen die Herren zu Leipzig, zu Jena, zu Altorf, zu Göttingen, zu Marburg, zu X. und zu Y. und zu Z. Als ich dieses bemerkte und alles genauer überlegte, da hörte ich auf, zu befürchten,

ten, daß man mich für einen Pasquillanten halten mögte.

Findet man aber mein Schilda auf so vielen, vielleicht auf allen deutschen Universitäten: so ist dieß ein Beweis, daß viele deutsche Universitäten gelehrte Handwerksinnungen à la Schilda sind, die einer starken Reform von unten bis oben bedürfen: und dann ist der Inhalt meiner Schrift nur Angabe allgemeiner Fehler. Fehler aber im Allgemeinen angeben, ist nicht nur erlaubt, sondern sogar nützlich und nothwendig, zumal, wenn die Moralisch-Kranken sich in ihrem schlendrianischen Hospital wohl befinden, und darum zu ihrer Heilung nicht selbst Hand anlegen wollen. Wer denn will mir das Recht streitig machen, Fehler, Possen und Bocksstreiche durchzuhecheln, welche einer großen Anzahl gelehrter Innungen gemein sind und nicht nur Einzelne, sondern ganze Corporationen verderben helfen! — Bessere man nur die gerügten Dinge: und die Satire hört auf, Satire zu seyn! Will man dieß aber nicht: je nun, so muß man sich es auch gefallen lassen, daß Andere unsre Bocksstreiche mitnehmen, und man muß obendrein sich freuen, wenn sie uns nicht gar noch nennen.

Ich, der ich auf Universitäten so lange mich herumtreibe, habe allerdings die in diesen Annalen vorgebrachten Dinge gerade da gesehen, erfahren und — wie meine Lebensgeschichte das ausweißt — sie ehemals, leider, selbst mitgemacht; und daher kömmt es denn ganz natürlich, daß — einige Schattirungen hier und da abgerechnet — manche erzählte Begebenheit auf dieser und jener hohen Schule Deutschlands wirklich geschehen ist und noch Manchem in frischem Andenken vorschwebt. Aber eben das wollte ich, und eben dieß beweist, daß ich keinen Roman

habe schreiben wollen. Hätte ich das gewollt: so würde ich meine Scene weder nach Schilda noch auf irgend eine Universität verlegt haben, indem nach meiner Einsicht, unter allen Roman-Helden keiner trauriger und elender aussieht, als ein Universitäter in dem Kostum eines Roman-Helden. Daher haben die Rinteler in ihren theologischen Annalen sehr unrecht gethan, daß sie mein Schilda einen Roman nannten.

Sonst weiß ich auch nicht recht, wie ich zu der Ehre komme, daß mein Schilda in theologischen Annalen recensirt wird, es müßte denn seyn, daß Schilda und Theologie so heterogen nicht wären, als sie dem ersten Anblick nach zu seyn scheinen. Uebrigens mußten die Herren zu Rinteln schon etwas unfreundlich mit mir umgehen: denn sie existiren ja auch auf einer Universität, und zwar auf einer, welche — doch ich will ja keine auszeichnenden Eigenthümlichkeiten anführen!

Aehnliche Recensionen erwarte ich noch mehrere, zumal von Recensionsfabriken auf Universitäten; und es sollte mich sehr wundern, wenn mein Schilda auch nur vor eines einzigen derartigen Recensenten Augen Gnade finden sollte. Doch, das thut alles nichts! Dergleichen giebt Stoff zu einem neuen Werkchen und zur Bestätigung durch — Belege. Dann auch kann es den Annalen nicht besser gehen, als es deren Verfasser geht: den mag auch fast keiner von den gewöhnlichen Inhabern der Gelehrsamkeit, die sich so äußerst ungern auf die Finger sehen lassen, gern um und neben sich sehen: aber er schiert sich darum nicht viel! Er darf ja noch immer einige wahre Gelehrte, worunter auch — laut Briefen — solche sind, die er nicht persönlich kennt, zu seinen Gönnern und Freunden rechnen.

Um noch ein Uebriges zu thun, will ich hiemit öffentlich erklären, daß alle meine Personen, keine einzige, auch selbst den Eselstreiber, und den Friseur Bechmann nicht ausgenommen, blos erdichtete Personen sind, welchen kein wirkliches Individuum, kein individueller Professor, Eselstreiber oder Friseur entspricht: und nun würde man mir unrecht thun, wenn man mein Werk ein Pasquill nennen wollte. Aber dabey glaube ich gar gern, daß Dieser oder Jener merklich getroffen ist, ja, daß einzelne Zuge bey einzelnen Individuen zum Sprechen ähneln: Dieses indeß war meine Absicht; und wen es darob juckt, der mag sich kratzen!

Ob ich übrigens einigen Nutzen stiften werde, weiß ich nicht; doch scheint es mir so, weil ich wirklich erfahren habe, daß man in einer sehr ansehnlichen Versammlung wegen eines häßlichen Misbrauchs meine Annalen angeführt hat. Geschieht dieß mehrmals und stellt man nur die auffallendsten der gerügten Misbräuche von unten bis oben ein, um sich wenigstens vor der übrigen vernünftigen Welt nicht mehr schämen zu müssen: so bin ich belohnt genug; geschieht es nicht, so mag es bleiben wie es ist! Aber doch steht zu hoffen, daß Fürsten und ihre Minister über die unsinnigen Misbräuche, welche auf den Universitäten im Schwang gehen, vorzüglich von Seiten und durch die Verschuldung der Professoren, dereinst die Augen öffnen und dem Dinge, sey es auch mit Gewalt, ein Ende machen werden: Denn

Cuncta prius tentanda; sed immedicabile vulnus
Ense recidendum est; ne pars sincera trahatur.

Diejenigen meiner Leser, die sich vielleicht an die hier unvermeidlichen possen- und pöbelhaften Ausdrücke u. dgl. gestoßen haben, erinnere ich, daß sie in meinem dummen Teufel, welcher schon unter der Presse ist, mehr Dezenz, mehr Reinheit der Sprache, aber auch mehr Präcision, Ordnung und Interesse finden werden, als es, wenigstens mir, möglich war, in den Annalen von Schilda anzubringen. Das Original davon ist nicht das erbaulichste: die Copie — konnte also nicht viel anders seyn.

Was von andern Gegenständen, die aber das Thema des Tages ausmachen, noch sonst darin vorkömmt, mag sich durch sich selbst entschuldigen. Halten die Gründe nicht Stich, worauf so mancher Wink angelegt ist: so muß ich bedauren, daß meine Einsicht nicht so richtig als meine Absicht dabey gut war. Sachkundige, welche die Geschichte des Menschen und der Menschheit kennen, werden indeß schon zu würdigen wissen, was dem Blinzler aus den sogenannten höhern Kasten ein Gräuel der Verwüstung seyn wird.

Nun komme ich zu Vorwürfen, die ich nicht ganz verachten, noch weniger leichtweg abfertigen kann. Selbst Damen und Bürger, ich weiß es, finden es sonderbar, daß ich mit der Zuchtruthe auf Andere frey herumtappe und doch nicht einzusehen scheine, wie sehr ich ihrer noch selbst bedürfe. — Sogar ein Student von Einsicht soll den Vorsatz gefaßt haben, ein Werkchen herauszugeben, worin ich als der Obermeister der Schildaer Gelehrten-Innung, die Hauptperson machen solle, u. dgl.

Der Vorwurf mit dem freyen Herumschwingen der Zuchtruthe trifft mich allerdings; und ich, der ich das:

Loripedem rectus derideat, aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes!

mehrmals anführe, hätte gewiß das wenigste Recht dazu — sobald ich sie nur auf Andere, und nicht auch auf mich selbst ohne Schonung fallen ließe. Aber daß dieß mein Fall nicht ist, dafür bürget meine Lebensgeschichte von Anfang bis zu Ende, und selbst an einigen Stellen diese Annalen, für jene nämlich, welche mich und mein Wesen näher kennen werden. Was also ich ohne alle Schonung an mir selbst vornehme, das wird mich wohl auch Gnade da finden lassen, wo man einsieht, daß ich mit eben dem Maaße Andern einmessen könne, womit ich mir selbst einmesse.

Will man indeß auch hierauf keine Rücksicht nehmen, so wird man sie wenigstens darauf nehmen, daß ich in diesen Annalen, so leicht es auch gewesen wäre, doch alle Züge vermieden habe, wodurch gewisse Männer und Schulen so kenntlich hätten werden können, daß man auf den ersten Anblick gerade sie für die ge=

schilderten hätte erkennen sollen. Ich that das aber nicht und winkte mehr auf Sachen als auf Personen, mehr im Allgemeinen als im Besondern an.

Will demohnerachtet jener Herr Wort halten: wohlan, ich stehe zu Diensten nach dem:

Hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Will er indeß nur Wahrheit schreiben: so zweifele ich sehr, ob er — in Beziehung auf meine Fehler und Schwächen — mein ungeheucheltes, offenes Bekenntniß in meiner Lebensgeschichte übertreffen wird. Dann auch bitte ich ihn, den wichtigen Unterschied nicht zu übersehen, der zwischen einer Schrift und deren Steller obwaltet. Ist meine Schrift gut, und stellt sie Misbräuche und Mängel auf, welche junge, hoffnungsvolle Männer sowohl für sich selbst, als für den Staat, in diesem oder jenem Posten entweder minder oder gar nicht brauchbar werden lassen: dann hat sie das Verdienst, auf ein Gelehrten-Hospital aufmerksam gemacht zu haben, und dieß zum Besten der Menschheit. Hat sie obendrein dem erwähnten Hospital eine Apotheke gegen über gestellt: dann steigt ihr Verdienst höher: — und dann könnte es leicht gleichviel seyn, wie ihr Urheber aussehe, um so mehr, wenn die Schuld von seinem physischen und moralischen Aussehen gerade auf die Gelehrten-Hospitäler am grellsten fallen dürfte. —

Will der erwähnte Herr indeß auch nur gerecht seyn: so hoffe ich, daß durch ihn meine Leser mich jezt gewiß besser finden werden, als ich mich sonst selbst fand. Dies diem docet, und darum schwindet mein ehemaliger Renommistengeist, dieß abscheuliche Product des nicht seltenen Universitätsgeistes, immer mehr. An mir, gerade an mir, kann man es, leider, handgreiflich sehen, was aus jungen, raschen Leuten zu werden pflegt, wenn die Universitäten das nicht sind, was sie seyn sollten. Und wer nun noch einen Stein auf mich werfen will, der werfe ihn: ich kenne Voltaire's Candide.

Halle, den 20ten April 1799.

Fr. Chr. Laukhard.

Verbesserung der Druckfehler.

Im zweyten Bande.

Seite 35 Zeile 8 von unten: stäche, gleich.
— 69 — 1: standen.
— 74 — 3: dergleichen:.
— 94 — 1: gefehlt?.
— 98 — 5: Rheinwein.
— 99 — 8: wollen!.
— 107 — 8: pereat,.
— 112 — 3: illicita.
— 117 — 7 v. unten: Jaup.
— 119 — 10 v. unten: jezt.
— 120 — 18: zögen.
— 125 — 18: koll.
— 162 — 5: Studenten ungebührlich oder schlecht bey.
— 172 — 18: Männer, die ohngefähr, wie Fichte.
— 197 — 14: Probabilität.
— 201 — 9: Bächen.

Im dritten Bande.

Seite 7 Zeile 3 in der Anmerkung: Brumbey.
— 14 — 9: beschenieet.
— 14 — 12: Bootsknechte.
— 76 — 6 von unten: ganze Nacht hatte
— 80 — 5 v. unten: Monopol.
— 105 — 6: φιλοσοφω.
— 120 — 9: Menschenkindes, das.
— 130 — 13: besser, und um ihm.
— 131 — 13: ihn überzeugt.
— 132 — 20: in ihrem.
— 136 — 14: eine periodische.
— 137 — 8: Schilda versirte.
— 137 — 18: Doch, wir wollen.
— 143 — 16: per eminentiam.
— 147 — 5: Jeney..
— 148 — 18: Ehe, als.
— 158 — 6: bekannt geworden.
— 159 — 14: entdecke? .

Bayerische
Staatsbibliothek
München

(A. A. 82/9 834 = 24/2, 2 Mk

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian

Annalen der Universität zu Schilda oder Bocksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland Zur Auflösung der Frage: Woher das viele Elend durch so manche Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Kameralisten und Minister?
Bd.: 3

[S.l.] (1799)

P.o.germ. 799 m-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11732450-9
VD18 80066887